

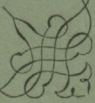


Missions-Bilder.

Fünftes Heft.

Die Mission in den Polarländern.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1867.



ESK. 42

Labrador 39-54

Hudson's Bay 53-114

Missions-Bilder.

Fünftes Heft.

Die Mission in den Polarländern.

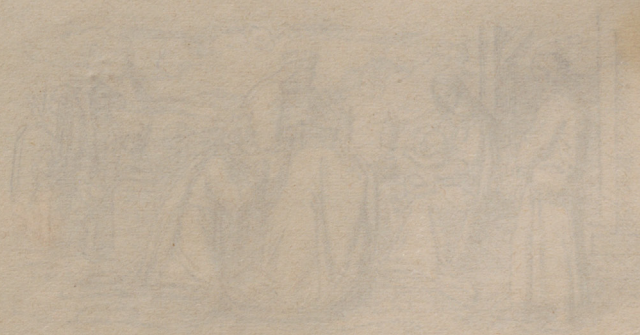


Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1867.

Die Missionen in den Philippinen

Erster Teil

Die Missionen in den Philippinen



Verlag von J. Neumann, Neudamm
Königsberg, in Commission bei J. Neumann
1877

Die Mission in den Polarländern.

1. Die Polarwelt überhaupt.

Wen friert nicht, wenn er den Nordpol und die kalten, unwirthlichen Küsten des Eismeers nennen hört? Wer denkt da nicht alsbald an schwimmende Eisberge, an wüste Flächen voll ewigen Schnee's und lange, endlose Winternächte? Und doch hat nicht nur die Liebe Christi, sondern auch bloßer Unternehmungsgeist und Durst nach Erkenntniß schon Viele hinausgetrieben in die brandenden Wogen und zwischen die treibenden Eischollen des hohen Nordens. Wie viele Entdeckungswesen wurden seit dreihundert Jahren nicht zu dem Einen Zweck unternommen, die nördlichen Gestade Amerika's zu erforschen, und eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean zu finden! Und so wenig praktischen Nutzen diese Durchfahrt durch ein Meer hat, in dem das Schiff plötzlich auf allen Seiten vom Eis eingeschlossen werden kann, so daß kein anderer Ausweg übrig bleibt, sich vor dem furchtbarsten Tode durch Hunger und Kälte zu retten, als mit Sägen und Pulver sich einen Weg durch die mächtigen Krusten zu brechen, und dann das Schiff durch die engen Kanäle, die man so hergestellt hat, an Tauen hindurch zu ziehen; — wie sind die Engländer nicht milde geworden, sich dieser Entdeckung durch neue Expeditionen zu versichern, bis der 1845 ausgesandte Franklin mit seinen Genossen nicht wiederkehrte, und dann Andere sich aufmachten, die Verunglückten zu suchen! — Verweilen wir einen Augenblick bei den Wundern Gottes in der Natur, die in dem Herzen manches kühnen Seefahrers schon ein überwältigendes Gefühl seiner



eigenen Kleinheit und Schwachheit weckten, ehe wir mit den Boten des Evangeliums die öden Flächen des nördlichsten Amerika's und die felsigten Küsten Labradors und Grönlands betreten, um dort den Spuren Seiner erbarmenden und suchenden Liebe nachzugehen.

Stannend und entzückt folgt der Beobachter dem herrlichen Schauspiel, wenn in der Nacht Feuergarben an verschiedenen Stellen des Himmels aufsteigen, bis er wie von zuckenden Flammen erfüllt ist, die vom bläulich Weißen durch alle Abstufungen der Farben bis in's Purpurrothe spielen, oder einer glänzenden Kuppel gleich auf Säulen weißen und rothen Lichts zu ruhen scheint. Es ist vergeblich, eine Abbildung des Nordlichts auch nur zu versuchen. Doch schalten wir



hier ein kleines Bildchen ein und zugleich das eines Meteorregens, der am 12. November 1790 in Grönland um Mitternacht von den Missionaren der Brüdergemeinde beobachtet wurde. Mitten im Schnee und Eis stehend, erblickten sie den Himmel über sich ganz in Feuer gehüllt; es war, als ob Tausende fallender Lichtmassen und Feuerkugeln die oberen Himmelsgegenden erfüllten. Dieselbe Erscheinung wurde übrigens in der gleichen Nacht auch unter viel südlicheren Breiten beobachtet. — Freundlos, aber wahrhaft großartig ist der Eindruck, den das Mondlicht bei der durchsichtigen Klarheit der Luft auf der weißen Oberfläche der Schnee- und Eisfelder macht in der fast schauerlichen Stille einer arktischen Nacht. „Ich bin oft, um dem peinlich einförmigen Leben an Bord des Schiffes auszuweichen,“ erzählt



Dr. Hay, „zwei bis drei Stunden weit in's Land hinein gegangen, um etwas Neues zu suchen und allein zu sein. Dort, auf einem Felsen oder einer Schneebank sitzend, blickte ich um mich her, und sah ein großes, unebenes Land, Felsenhügel und Gletscher mit Schnee bedeckt, Myriaden von Krystallen, die im blassen Mondlicht wie Edelsteine schimmern, wenn es seine Strahlen durch die Luft schießen läßt und sie fast bis zur Tageshelle erleuchtet. Schaute ich seewärts, so lag vor mir eine langgestreckte Eisfläche, die in der Ferne in den Horizont überging und hin und wieder mit mächtig gethürmten Eisbergen besetzt war, — sonst nichts. Ich war zu weit vom Strande

entfernt, um das Krachen der Eistafeln zu hören, die mit der Fluth langsam stiegen und sanken, oder das donnerähnliche Geräusch, wenn sich irgend ein großer Spalt durch die schweren Eisflarden aufthut. Da war kein Thier, das mir in den Weg kam, kein Baum, durch dessen steife Aeste der Wind ächzen konnte, kein Gesang eines Vogels,



der die Scene beleben, keine wilde Bestie, die im Gebirg heulen konnte. Ich stand allein da, der einzige Repräsentant von Gottes lebendiger Welt. Jeder Ton, den ich hörte, jede Bewegung, die ich sah, war von mir selbst hervorgebracht: ich hörte nichts als die Pulsschläge meines eigenen Herzens, meine eigenen Fußtritte, oder vielleicht dann und wann in der Ferne das dumpfe Gerumpel einer zusammenbrechenden Schneebank."

Wer vermöchte aber die Schrecken eines Wintersturmes in jenen

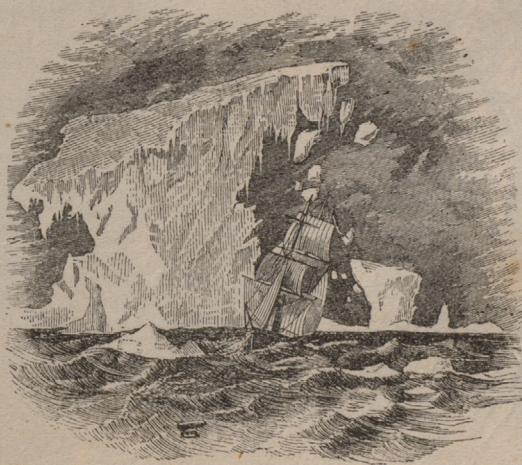


Meeren zu beschreiben, wenn kristallene Berge, von einer schnellen Fluth durch eine schmale Straße gejagt, mit Donnergebrülle auf einander stoßen und einander gegenseitig zertrümmern! — Von der Noth eines Schiffes in solcher Lage, aber auch von wunderbaren Errettungen hat Missionar Miertsching gar Manches erfahren, als er die im Januar 1850 zur Auffindung Franklins von England ausgesandte Nordpol-Expedition begleitete, um bei dem etwaigen Verkehr mit den Eskimos an der Nordküste Amerika's als Dolmetscher zu dienen. Am 25—26. September 1851 stand er mit den Freunden siebzehn Stunden lang auf dem Verdeck, jeden Augenblick als den letzten ihres Le-



bens betrachtend. Eismassen, deren jede drei bis vier mal größer war als das Schiff, wurden an einander geschoben, über einander gethürmt, und stürzten dann mit donnerähnlichem Getrach zusammen. Mitten in diesem Toben ward das Schiff jetzt auf die eine, dann auf die andere Seite geschleudert, hoch aus dem Wasser emporgehoben, und sobald das sich aufstauende Eis sich selbst zermalmend zusammenstürzte, wieder hinabgeschleudert in das ungestüme Meer. „Hätten wir irgend ein Mittel gesehen, über das tobende, auf- und nieder-geworfene Eis an's Land zu flüchten, es wäre wohl Keiner auf dem Schiffe geblieben. Einige Matrosen, an der Rettung verzweifeln, hatten bereits die Spirituskammer erbrochen und sich berauscht, um so der Angst vor dem Tode zu entfliehen. Als aber die Gefahr den höchsten Punkt erreicht hatte, als das Schiff, auf die Seite geworfen, eben von einer hochgethürmten Eismasse bedeckt werden sollte, die mit Einemmale 76 Menschen begraben hätte, da sprach der Barmherzige: „Bis hierher und nicht weiter.“ Das Eis stand plötzlich still. Man sah sich erstaunt und verwundert an und erwartete einen neuen Ausbruch des furchtbaren Aufruhrs; aber es blieb Alles still. Der Eindruck dieses Augenblicks war unbeschreiblich. Alles stand blaß und lautlos auf dem auf der Seite liegenden Schiff. Der Herr hatte den Wellen und dem Eise geboten.“

Ein anderes Mal fuhr das Schiff bei ruhigem Wetter mit vollen Segeln hin, als plötzlich der Ruf ertönte: „Schweres Eis vor uns!“ Auf den Befehl des Kapitäns flogen die Matrosen an ihre



Posten, um die Segel einzuziehen; doch ehe dieß geschehen konnte, rief der Eispilot von der Spitze des Vordermasts herab: „Haltet an! Das Eis theilt sich und öffnet sich vor uns!“ Und wirklich war es so zu allgemeinem Erstaunen. Ohne die geringste Schwierigkeit segelte das Schiff durch die enge Schlucht hindurch. Auf beiden Seiten war das Eis so hoch, daß die Enden der Segelstangen anstießen. Eine halbe Stunde gieng es so fort durch die Straße, die ihnen der Herr wie einst den Kindern Israel durch's Meer hindurch gebahnt hatte, bis sie wieder in leichteres Eis und mehr Fahrwasser kamen. Dieses Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf Alle. Ein härtiger Matrose sagte zu seinem Kameraden: „Meine Mutter hat mir erzählt, daß in einem alten Buche geschrieben steht, wie in früherer Zeit viel wunderliche Dinge passirt sind. Menschen sind plötzlich in Stein verwandelt worden; durch das Blasen einer Trompete sind Festungsmauern eingestürzt, und weil man damals noch keine Schiffe hatte, so kamen viele Tausende von Menschen von Frankreich zu Fuß über den Kanal nach England, denn das Wasser theilte sich, und blieben dann in England. Aber solche Wunder sind nur in alten Zeiten geschehen, sagt meine Mutter; seit Richard Löwenherz sind keine mehr vorgekommen. Sie weiß es nicht recht; wenn ich zu ihr komme, werde ich ihr erzählen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe.“

Nun fuhr das Schiff wieder mit vollen Segeln nahe am Lande hin. Es gieng durch Nebel und Schnee, man wußte nicht wie. Dem Eispiloten aber wurde so unheimlich zu Muth bei dieser unerklärlichen Fahrt, daß er, seinen einsamen Posten ohne Erlaubniß verlassend, auf's Verdeck herabkam und dem wachhabenden Offizier sagte, er könne es nicht mehr dort oben aushalten; vor dem Schiffe her sei Alles Eis und kein Löffel voll Wasser zu sehen, dabei aber gehe es immer weiter, was an dem zurückbleibenden Lande deutlich zu sehen sei. Ueberdem wurde es dunkel und man trank den Thee. Da saß plötzlich das Schiff auf einer Sandbank fest. Alle Mühe, alle Arbeit und Kunst, es wieder flott zu machen, schienen erfolglos. Der Kapitän hieß endlich die müde, bis auf die Haut durchnäßte Mannschaft sich zur Ruhe begeben, und lud Miertsching ein, noch eine Tasse Thee mit ihm zu trinken. Als dieser, nachdem er seine nassen Kleider gewechselt hatte, der Einladung folgte, bemerkte ihm der Kapitän, als verweise er ihm seinen Gleichmuth: „Ich kenne unsere Lage nur zu gut!“ Sie waren noch an ihrer ersten Tasse, als ein heftiger Stoß

das ganze Schiff erzittern machte. Der Kapitän eilte auf's Verdeck, und siehe da! das Schiff bewegte sich schwimmend in tiefem Wasser. Ein flaches Stück Eis, von der Strömung getrieben, hatte es durch einen gewaltigen Stoß an's Vorderrtheil von der Sandbank weggeschoben. — Wie in diesem Augenblick Allen zu Muth war, läßt sich nicht beschreiben.

Wir können hier nicht alle ihre Erlebnisse in jenen entsetzlichen drei Wintern erzählen, die sie im Eise zubrachten. Welches Ereigniß, welcher Jubel es war, wenn bei einem Ausflug auf's Land eine glückliche Jagd gelang, und das Schiff nun wieder mit frischem Fleisch



versorgt werden konnte, läßt sich denken. Endlich aber fror der „Investigator“ dennoch ein, und man mußte daran denken, ihn zu verlassen, und sich in Parteen getheilt über das Eis zu retten. Da, am 7. April 1853, gieng der Kapitän Mac Clure mit Miertsching am Ufer auf und ab, und sagte zu diesem: „Wenn Sie glücklich die Heimat erreichen, und dann nichts mehr von Kapitän Mac Clure und seinen Leuten hören sollten, wo dann auch immer mein Leichnam unbeerdigt liegen mag, so seien Sie doch dessen versichert, daß der Erlöser meine einzige Zuversicht gewesen ist.“ Er wurde unterbrochen durch einen Matrosen, welcher meldete, daß draußen im schweren Eis ein beweglicher schwarzer Punkt zu sehen sei, vermuthlich ein Moschusochse. Auch sie sahen ihn jetzt. Kommt ein zweiter Matrose gelaufen und ruft: „Es sind Menschen!“ Welche Bewegung! Man hatte 21 Monate lang keinen fremden Menschen gesehen. Jetzt konnte man hoffen: wenn Eskimos über das Eis herkommen, so können wir auch hingelangen. Da wird ihnen aber in englischer Sprache zugerufen:



„Ich bin Lieutenant Pym vom Schiff ‚Resolute‘ in Winterharbour!“ Welche Botschaft! Es schien ein Traum. Aber die Hilfe war Wirklichkeit, kein Besuch aus der andern Welt! Wie rannte Alles auf den Mann zu, seine Hand zu ergreifen, während der Schwarze (schwarz vom Rauch der Kochlampe) sie begrüßte und erzählte, warum er komme. Die Kranken auf dem Schiff sprangen vom Lager; die Gefunden vergaßen allen Kummer; überall Staunen, Leben und Freude.

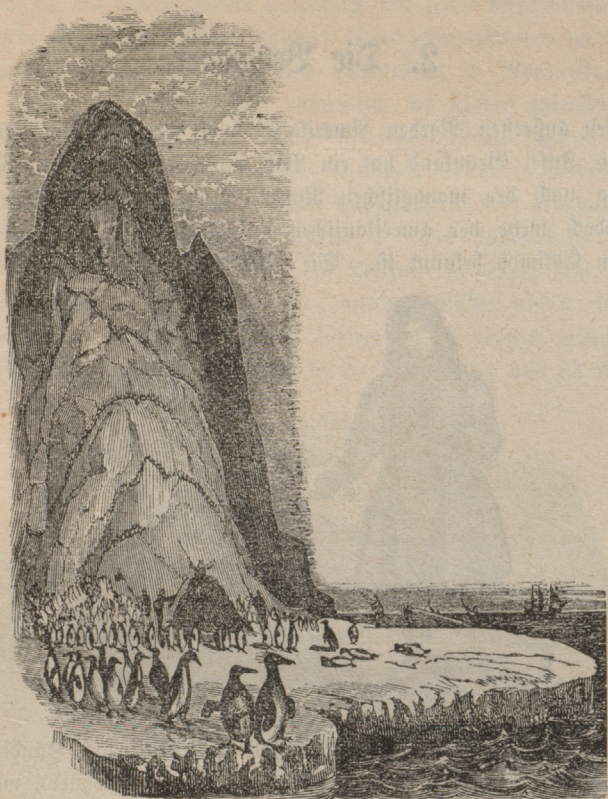
Achtundzwanzig Tage lang war Pym mit dem Schlitten und aus=erlesener Mannschaft über das Eis gereist, die armen Eingefrorenen zu befreien und in die Heimath zu führen.

Am 15. April verließ Miertsching mit 28 Mann und drei Schlitten den ‚Investigator‘, um das Schiff ‚Resolute‘ aufzusuchen. Die Schlitten mußten sie in Ermangelung von Zugthieren selbst ziehen,



und kamen mit ihnen am 2. Mai glücklich zu dem ‚Resolute.‘ Der ‚Investigator, blieb im Eise zurück.





Wie die Kraft und Mannigfaltigkeit des Pflanzenwuchses allmählich erlischt, je näher man den Polen kommt, so nimmt auch gleichzeitig das thierische Leben auf dem festen Lande ab. Dagegen wimmeln manche der nördlichen Meere von einer Unzahl von Thieren; Schaaren von Seevögeln nisten auf den Felsen und Klippen, und die Meeresströmungen treiben die entwurzelten Baumstämme, welche die Riesenströme Amerika's und Sibiriens mit sich führen, jenen unwirthlichen Küsten zu. Auch ihren Bewohnern hat also Gott einen Tisch gedeckt, und sie fühlen sich in ihren kalten Einöden so glücklich, daß sie gar nicht darnach streben, nach Süden vorzudringen. Sehen wir uns daher ein wenig unter ihnen um.

2. Die Bewohner.

Den äußersten Norden Amerika's, sowie die Ostküste Labradors und die Insel Grönland hat ein Volk inne, das sich seiner Körperbildung nach der mongolischen Rasse nähert, in seinem Sprachbau sich jedoch mehr der amerikanischen anschließt, und uns unter dem Namen Eskimos bekannt ist. Sie selbst aber, diese kaum fünf Fuß



hohen Leutlein mit ihren breiten Schultern und kleinen Händen und Füßen, nennen sich stolz „Innuït“ (Menschen, Einwohner), während



sie alle Fremden verächtlich mit dem Namen „Kablunät“ (Barbaren, Ausländer) bezeichnen. Die an der Hudsonsbai wohnenden Eskimos sind von den benachbarten Indianern scharf unterschieden,

während die am stillen Meere allmählich mit jenen verschmelzen. Die Hautfarbe ist in den östlichen Ländern öfters schwarzbraun; im Westen dagegen häufig heller als bei den Indianern; in Nord-Grönland grau, fast weiß. Dort sehen namentlich die Kinder zuweilen recht frisch und rothwangig aus. Diese Verschiedenheiten scheinen indeß hauptsächlich vom mehr oder minder reinlichen Verhalten herzurühren. Sämmtliche Eskimos nähren sich fast ausschließlich vom Fischfang und verbreiten sich deshalb nicht landeinwärts. Im Allgemeinen besitzen sie weit bessere Fähigkeiten, als ihr Aeußeres erwarten läßt. Den Indianern sind sie in allen Uebungen auf dem Wasser und an Scharfsinn in mechanischen Dingen weit überlegen. Namentlich zeichnen sie sich aus durch große Geschicklichkeit in der Herstellung und im Rudern



ihrer Kajaks, auf dem Fischfang und bei der Jagd. Die eigenthümliche und sinnreiche Bauart ihrer Kähne macht, daß der Fischer halb Fisch, halb Mensch erscheint. Die Kähne der westlichen Eskimos sind indessen nicht so fest geschlossen, wie die der östlichen. Sehr weit zurück sind hierin die Bewohner der Southampton-Insel, welche Kapitän Ross auf aufgeblasenen Seehundsfellen sitzend zu seinem Schiffe herandruckern sah. (S. nächste Abbildung.) Die großen, oder, weil von Weibern gerudert, sogenannten Weiberboote sind in Grönland 24 bis



36 Fuß lang, 5 Fuß breit, gehen $2\frac{1}{2}$ Fuß tief und tragen 6000 Pfund.

Die Wohnungen der Eskimo's sind verschiedenartig. Wo Bau- und Zimmerholz ihnen fast unbekannt ist, haben sie Häuser von Stein mit gewölbtem Dache; ein Fenster von Eis läßt die Mittagssonne ein, und die stets fortbrennende Thranlampe gibt zur Winterbeschäftigung das nöthige Licht und genügende Wärme. Anderwärts bauen sie halbkugelförmige Hütten aus Schneeböcken, die über einander gelegt werden, bis sie oben schließen, und dieser Bau geht so schnell wie das Aufschlagen eines Zeltes. Der Zugang zu diesen Eishütten ist lang und krumm und hat eine Seitenkammer für die Hunde, die Thüre drehbar, je nach dem Winde. Da sie nomadisch leben, sind ihre Sommerwohnungen leicht und beweglich, ihre Winterhäuser aber fest. Letztere bestehen am stillen Meere aus Treibholz und haben Fenster von Därmen; erstere sind bloße Zelte von Häuten.

Ihre Kleidung besteht aus Robben- und Rennthierfellen, seltener aus Hundefellen und Vogelbälgen. Oft tragen sie zwei Kleider über einander, von denen das untere eine Kappe für den Kopf hat. Der Doppelpelz für den Winter, nach außen und innen behaart, geht über den Kopf, und ist ohne Bänder und Knöpfe ganz geschlossen. Doppelte Stiefeln und kurze Beinkleider von Robbensehl vervollständigen den Anzug.

Unsere nächste Abbildung vergegenwärtigt uns sowohl Muster dieser Kleidung als jener Schneehütten, indem sie uns zu den heidnischen Eskimos an der Nordküste des amerikanischen Festlandes ver-



setzt, mit denen Missionar Miertsching auf der oben erwähnten Reise in mehrfache Berührung kam. Ganz im Hintergrund unseres Bildes, linker Hand, sehen wir zwei Eskimos damit beschäftigt, ein erlegtes Walroß auszuweiden, das sie mit Haut und Haar zu verzehren pflegen. Neben ihnen steht ein anderer Eskimo, der einem noch im Wasser befindlichen Walroß den Todesstoß geben will. Etwas weiter im Vordergrund trägt eine Eskimofrau ihr Kind hinten in der Kapuze. Das Thier, das vor ihr hergeht und aussieht wie ein fettes Schaf, soll eigentlich ein Eskimo-Hund sein, der aber viel mehr Ähnlichkeit mit einem Wolf hat, als mit einem Schaf. Noch weiter vornen trägt ein Mann das Rajak, worin er auf die Seehundsjagd geht, auf dem Kopf und sein Ruder in der Hand. Daneben schneidet eine Frau Schneequader zum Bau einer Hütte, während im Vordergrund ein Mann angelt.

Ihre Winterreisen machen die Eskimos in mit Hunden gespannten Schlitten. Man hat da keine Zügel oder Leitseile, sondern die lange Eskimopeitsche reicht sammt dem Kommandowort hin. Der Leiter wird vorausgespannt und braucht nicht zu ziehen. „Vorwärts, Brandy!“ ruft man ihm zu, während die andern Hunde durch Worte des Lobes und des Tadelers ermuntert werden, es ihm gleich zu thun. Bildet sich Brandy auf seine Freiheit zu viel ein, so wird er mit „Auf! Auf!“ nach rechts beordert, mit „Ra! Ra!“ nach links. Folgt er nicht, so knallt die Peitsche, und der wird alsbald gehorcht. Unter dem Klingeln der Hundeglockchen geht es wie im Flug über den pfeifenden Schnee.

Die als Zugthiere so nützlichen Hunde können übrigens auch recht lästig, ja gefährlich werden; denn wenn sie nicht sehr in Furcht gehalten werden, fallen sie leicht Menschen an. Selbst die Zugriemen sind nicht sicher vor ihrem Heißhunger, da man ihnen als Nahrung meist nur alte Häute, Eingeweide, versaulte Walfischriemen u. dergl. zuwirft.

Hungern müssen freilich auch die armen Eskimos selbst gar oft. Häufig zwar durch eigene Schuld; denn haben sie vollauf, so stellen sie Gastereien an und des Schmausens ist kein Ende. Ein Missionar in Grönland war einst bei einem vierten Schmause an demselben Tage zugegen, und wunderte sich über die Eßlust, welche sie auch dabei noch bewiesen. „Aber,“ sagte er, „ihr eßt ja als wäret ihr noch hungrig; wie könnt ihr denn so viel auf einmal essen?“ — „D,“ hieß die Antwort, „wir können viel essen und viel hungern, wie sich's



trifft.“ Ein versöhnender Zug bei diesen Gastereien ist, daß der Wittwen und Waisen dabei nicht vergessen wird. Sind nun aber die Wintervorräthe vor der Zeit verzehrt und ziehen die Seethiere sich so weit von den eisigen Küsten zurück, daß die Eskimos keine neue Nahrung erbeuten können, so können sie wohl einige Tage hungern; Manche sind aber auch schon Hungers gestorben, nachdem sie zuerst

ihre Hunde geschlachtet und dann noch mit alten, eingeweichten Fellen sich zu sättigen versucht hatten. Unter den Heiden kommen in solchen Nothzeiten dann wohl auch schauerliche Fälle von Menschenfresserei vor.

In ihrem Benehmen zeigen sich die Eskimos, namentlich in Grönland, faust und sittsam. Ihre Leidenschaften wissen sie meisterhaft zu verbergen. Man hört bei ihnen keinen Zank und kein Schelten, wofür ihrer Sprache sogar die Worte fehlen (?). Beleidigungen rächen sie meist nur durch feine Spöttereien, zu denen der Kläger seinen Beleidiger in dem sogenannten Singstreit herausfordert. Dabei bringen sie alle Fehler des Gegners an den Tag, und wer endlich das letzte Wort behält und die Lacher auf seiner Seite hat, ist der Sieger. Mordthaten kommen selten vor, doch halten dann die Verwandten des Ermordeten sich verbunden, den Mörder aufzusuchen und — wäre es auch nach vielen Jahren noch — sein Blut zu vergießen. Sich unter einander zu bestehen, halten sie für tadelnswerth und schämen sich dessen; gegen Schiffbrüchige aber zeigen sie sich sehr diebisch. Namentlich den westlicheren Eskimos gilt Betrug nur als ein listiger Streich, den man belacht, wenn er entdeckt wird. Gar manche Schiffbrüchige sind auch schon um ihrer wollenen Decken willen ermordet worden, obgleich die Eskimos im Allgemeinen gastfrei und dienstfertig sind.

Ohne Obrigkeit und Gesetze regiert jeder Eskimo seine Familie nach den ererbten Gewohnheiten. Wie bei allen Heiden ist aber auch bei den Eskimos das Loos der Frau ein trauriges. Seine Dienstmagd zu schlagen, hält der Mann für ungerecht, seine Frau jedoch schlägt er ohne Bedenken, wenn er nicht zufrieden mit ihr ist; „denn,“ sagt er, „die Frau gehört mir, aber die Magd sich selbst.“ Wittwen müssen die Dienstmägde Anderer sein und werden, wenn sie ein sehr hohes Alter erreichen, als Hexen gesteinigt. Auch Vielweiberei ist nicht selten; nicht die Wollust, nur der Schein des Unanständigen wird gemieden.

Große Freunde geselliger Unterhaltung, die sie mit viel Lebendigkeit in Worten und Geberden zu führen verstehen, sind namentlich die Grönländer. Sie vergnügen sich außer mit Ballspiel, Ringen und Faustkampf besonders an Tänzen und Gesängen, die sie mit der Trommel begleiten. Und auch unter dem Schnee und Eis der Nordgestade des amerikanischen Festlandes belustigen sich die jungen Eskimos mit denselben fröhlichen Spielen, die auf englischen und deutschen Gassen getrieben werden. Den Jungen auf unserer Abbildung dient



als Stab die Ribbe eines Walrosses und als Ball der runde Knoten eines Wirbelsknochens. Obgleich man denken sollte, ihre dicke Seehundskleidung müsse ihre Bewegungen langsam und schwerfällig machen, stehen sie an Thätigkeit und Gewandtheit europäischen Knaben nicht nach, sondern übertreffen diese vielmehr in manchen Geschicklichkeiten. Mit einem kleinen Beutelnetz von Seehundshaut versehen, das sie an einen Narwalzahn befestigen, erklettern sie die Klippen und fangen Hunderte von Vögeln, die zur Speise dienen, oder verfertigen sie mit eigener Hand kleine Schlitten für die jüngeren Geschwister. In Grönland sah einst ein Missionar in der Hütte eines Nationalgehilfen eine kleine Geige an der Wand hängen, die dessen vierzehnjähriger Sohn allein aus gewöhnlichen Brettern geschnitzelt und deren Saiten er aus Seehundsdärmen gedreht hatte. Zur Beziehung des Bogens hatten die Haare der Mutter herhalten müssen. Der Missionar nahm das Instrument herab und fand, daß es sauber gearbeitet war und einen angenehmen Ton hatte.

Wer sollte es den armen Eskimos, Jung und Alt, nicht gönnen, daß sie an ihren unwirthlichen Küsten so gleichmüthig und zufrieden leben! Dabei ist's aber nicht weniger gewiß, daß ein wahres Glück

denen nicht bekannt sein kann, die ohne Christum und ohne Hoffnung in dieser Welt sind. Daher begleiten wir mit freudiger Theilnahme die Missionare, die sich aufgemacht haben, auch ihnen die Botschaft vom Heiland der Sünder zu bringen.

3. Grönland.

Lange vor der Entdeckung Amerika's war durch die kühnen Nor-
mannen nach Europa die Kunde von einem „grünen Lande“ im fernen
Nordwesten gedrungen. Erik Rauda, wegen eines Mords aus
dem nur siebenzig Stunden östlicher gelegenen Island verbannt, hatte
982—86 dort eine Zufluchtsstätte gefunden, und später durch seine
reizenden Schilderungen auch andere seiner Landsleute hinübergelockt.
Sein Sohn Leif ließ sich 999 in Norwegen taufen, nahm einen
Priester von da mit und führte das Christenthum unter den grön-
ländischen Kolonisten im gleichen Jahre ein, in dem auch Island das-
selbe annahm. Im Jahr 1122 wurde sodann ein eigenes Bisthum
auf der Ostküste bei Gardar errichtet, und isländische und grönlän-
dische Geschichtschreiber führen bis zum Jahr 1408 siebenzehn grönlän-
dische Bischöfe namentlich auf. An der Ost- und Westseite zählte
man von dem südlichen Vorgebirge Kap Farewell 5—6 Breitengrade
gegen Norden hin zusammen 16 Kirchspiele mit etwa 300 Meierhöfen.
Das Land wurde von einem norwegischen Statthalter regiert und
stand bis zum Jahre 1387 in lebhaftem Verkehr mit Europa. Von
da an hörte dieser auf, weil eine Anhäufung von gewaltigen Eis-
massen die fernere Verbindung der Kolonie mit dem Mutterlande un-
möglich machte, so daß auch der letztgenannte Bischof nicht mehr lan-
den konnte. Als man später die Kolonisten wieder auffuchen wollte,
fand man keine Spur mehr von ihnen, lange nicht einmal Ruinen
ehemaliger Wohnungen. Vermuthlich waren die Meisten durch den
schwarzen Tod, der damals alle Länder heimsuchte, hingerafft, die
Uebrigen von wilden Ankömmlingen aus dem Norden oder aus Ame-
rika ausgerottet worden. Erst in neuerer Zeit fand man an der

Westküste viele Trümmer. Im April 1849 kamen auch ganz unerwartet zwei Ostküstenbewohner normännischen Volksstammes zu Land den gefährvollen Weg nach der Westküste, wodurch außer Zweifel gesetzt ist, daß von jener früheren Zeit her noch Reste der Bevölkerung abgeschieden von der übrigen Welt fortexistiren. Das spurlose Verschwinden der Kolonisten, die vor 400 Jahren noch an der Westküste blühten, schreibt man dem merkwürdigen Umstande zu, daß die Kälte mit jedem Jahr durchschnittlich zuzunehmen scheint.

Grönland, durch die neu entdeckte Durchfahrt Lancaster-Sund und Barrow-Serape als eine vom Festlande Amerika's abgeschnittene Insel erkannt, ist durch die etwa 200 Stunden breite Davisstraße von Labrador getrennt. Seine von tief eindringenden Buchten zerschnittene Westküste ist einen Theil des Jahres hindurch eisfrei, und zahlreiche Bäche stürzen ihr trübes, lehmiges Wasser im Winter wie im Sommer die engen Fjorde hinab in's Meer. Dunkelbraun ragen aus den mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Gebirgen steile, glatte Felsenspitzen hervor; das Innere des Landes aber ist mit Binneneis wie mit einem Meere bedeckt. Diese Eismassen verbreiten bei jedem Nordwinde eine schneidende Kälte auch über die etwas mildere Südspitze der Insel. Der Winter ist lang und furchtbar kalt, der kurze Sommer drückend heiß. Bei Neuherrnhut unter dem 65. Breite-



grad dauern die kürzesten Tage und Nächte nur $3\frac{1}{2}$ Stunden, und auf der Insel Disco unter dem 70. Breitengrad geht vom 30. November bis zum 12. Januar die Sonne gar nicht auf, im Sommer aber eben so lange nicht unter. Wenn daher im Winter die Kälte so heftig wird, daß Steine zerspringen, Betten in eingeheizten Stuben an die Bettstellen anfrieren, und Wasser über dem Feuer zuerst gefriert, bis die Wärme die Oberhand gewinnt, so erreicht die Sommerhitze auch einen solchen Grad, daß an den Schiffen das Pech schmilzt und Muskitoschwärme mit ihren empfindlichen Stichen die ganze Luft erfüllen. Nur an begünstigten Stellen im Süden findet man einige verkrüppelte Birken, Erlen und Weiden; doch bringt der rauhe Boden manche beerentragende Sträucher, das gegen den Skorbut heilsame Löffelkraut und verschiedene eßbare Moosarten hervor. Auch Kartoffeln, Kohl, Korb- und Kresse, Rüben, Gerste und Hafer, die man zu pflanzen versuchte, sind zuweilen schon gediehen. Von vierfüßigen Landthieren beherbergt Grönland Rennthiere, Hunde, weiße Hasen, blaue und graue Füchse und weiße Seebären, welche letztere wohl auch mitunter dem Seehundfischer seine Beute noch entreißen, wenn er sie



eben voll Freude aus dem Netze nehmen will. Ferner gibt es dreizehn Arten von Landvögeln, viele Wasservögel und an den Küsten Walfische, Seehunde, Walrosse und Fische.

Lange geschah nichts zu näherer Untersuchung des Landes, ob-

gleich stets viele Walfischfänger, besonders aus Holland, die Davis- und Baffinsstraße hinauffuhren. Ein frommer norwegischer Prediger aber, Hans Egede, wurde durch das, was er in der nordischen Geschichte von seinen Landsleuten las, bewogen, sich so lange bei Walfischfängern und Grönlandsfahrern zu erkundigen, bis er endlich erfuhr, wie jenes Land jetzt an der Ostseite durch unübersehbare Eismassen für alle Schiffe unzugänglich, im Westen aber von wilden Heiden bewohnt sei. Da ward Egede vom tiefsten Mitleiden mit seinen vermeintlichen, wieder in's Heidenthum zurückgesunkenen Landsleuten ergriffen, und sein höchster Wunsch war fortan, ihnen wieder zur Erkenntniß Christi zu verhelfen. Das Entsetzen seiner Verwandten über seine abenteuerlichen Pläne, das Weinen der bestürzten Gattin und die Vorstellungen wohlmeinender Freunde vermochten ihn eine Zeitlang, von seinem Vorhaben abzustehen und in seinem Amte zu bleiben. Bald aber kamen ihm die Worte des Herrn in den Sinn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth 2c.“ (Matth. 10, 37.). Als er dadurch mit Angst und Kümmerniß erfüllt war, lenkte der Herr das Herz der Frau so, daß sie am Ende selbst vor Begierde brannte, je eher je lieber nach Grönland zu kommen. Egede wandte sich nun im Jahr 1718 an seinen frommen König Friedrich IV.; dieser forderte Kaufleute von Bergen zum Handel nach Grönland auf, und Egede's Eifer brachte endlich eine Handelsgesellschaft zusammen, die der König genehmigte.

Egede, mit einem Jahresgehalt von 300 Thalern zum Heidenprediger ernannt, segelte 1721 mit seiner Frau und fünf Kindern ab. Es gelang, die Westküste zu erreichen, in der Nähe des späteren Godthaab; und eine Wohnung wurde aufgeschlagen. Statt der erwarteten Landsleute waren aber nur Eskimos zu sehen. Sie kamen zuerst neugierig herbei; als sie jedoch merkten, daß die Fremdlinge bleiben wollten, machten sie lange Gesichter und verschwanden aus der Gegend. Alles schien zu mißlingen. Wild und Fische gab es hier wenig; der mitgekommene Kaufmann murrte; das Schiffsvolk sorgte, der Vorrath gehe aus; eines der Schiffe verunglückte, und das zweite war zurückgekehrt. Egede fand indessen wieder Grönländer, deren erste Furcht sich legte, als sie sahen, daß die Kunst ihrer Angefoks (Zauberer), welche die Fremdlinge wegzuzaubern versuchten, nichts ausgerichtete. Er besuchte sie in ihren schmutzigen Hütten, und zeigte ihnen biblische Bilder, die gefielen. Um die Sprache zu erlernen, nahm er zwei Knaben und eine ganze Familie in sein Haus auf, die er seiner-

seits im Lesen unterrichten wollte. So lernte er allmählich das Volk kennen, dessen Wohl er sein Leben zu weihen entschlossen war. Seine Hausgenossen aber fanden am Lernen wenig Geschmack. Sie verstanden nicht, was es nütze, den ganzen Tag auf ein Stück Papier zu sehen und zu rufen a b c x. Da seien die Grönländer doch andere Leute, die können Vögel jagen und Seehunde schießen u. s. w. — Der Seehund ist freilich der Hauptreichtum des Grönländers.



Sein Fleisch gibt ihm die liebste und beste Nahrung, der Speck dient zum Erleuchten und Wärmen der Häuser, zum Kochen der Speisen und zum Handel mit den Europäern; aus den Sehnen wird Zwirn, aus den Därmen werden Fenster und Zeltvorhänge, aus dem Magen Thrauschlänche, aus den Knochen Werkzeuge gemacht. Das Blut wird mit andern Zuthaten als Suppe gegessen; die Felle dienen zu Kleidern, Zeltdecken und zum Ueberzug der Boote. Darum ist es kaum zu verwundern, wenn alle Reden der Grönländer auf die Seehunde hinausgingen, so daß sie, wenn Egede sich bemüht hatte, ihnen auf die beste Weise die Glückseligkeit des Himmels vorzustellen, oft fragen konnten: „Sind viele Seehunde da?“ Bei aller natürlichen Verstandigkeit zeigten sie sich überhaupt für religiöse Dinge sehr stumpf und unempfindlich. Sie hielten das Nordlicht für die Seelen der Verstorbenen, die dort oben, in den stillen Wohnungen, Ball spielen.

Die Sternschnuppen waren nach ihrer Meinung Seelen, die aus dem Himmel zum Besuch in die Hölle reisen. Von der Erde glaubten sie, daß sie auf Stützen ruhe; und da diese bereits sehr alt und morsch seien, höre man sie oftmals krachen; auch wären sie längst eingestürzt, wenn ihre Zauberer, die Angeloks, sie nicht beständig ausbesserten. Die Angeloks kannten natürlich Himmel und Hölle auch besser als Egede, dessen sie oft gutmüthig spotteten.

Bis zum Jahr 1736 arbeitete Egede unter wenig sichtbarem Erfolg mit unermüdeten Geduld fort, und als er nach dem Tode seiner edlen Gattin wegen gebrochener Gesundheit nach Europa zurückkehren mußte, führte sein Sohn Paul nicht ohne liebliche Erfahrungen das Werk weiter. Noch jetzt besteht die Mission als eine dänische Staatsanstalt fort, und erhielt erst 1844 durch königliche Verordnung eine neue Organisation, wornach nun in zwei Seminaren Nationalgehilfen gebildet werden. Gewiß hat sie das Ihre dazu beigetragen, daß jetzt sich kein Heide mehr in dem Bereich der Niederlassungen findet (man schätzt darin die Grönländer zu 6000). Die wichtigsten dänischen Missionsplätze sind: 1. Julianehaab, Mutterort des südlichen



Distrikts mit Frederikshaab, Godthaab (gute Hoffnung) und Holstenburg. 2. Im Norddistrikt Egedesminde, mit der Disko-Insel, wo in Godhavn der Inspektor Nordgrönlands wohnt, ferner Jakobs-havn, Omanak, Upernivik.

Im Jahr 1733 beschloß die Gemeinde in Herrnhut, auch drei Brüder nach Grönland auszusenden. Arm ausgerüstet kamen sie nach Kopenhagen, wo sie von einigen Freunden zwar freundlich aufgenommen, von Andern aber mit Mißtrauen betrachtet wurden. Am Hofe verlautete: da des gelehrten und eifrigen Egede zehnjährige Bemühun-

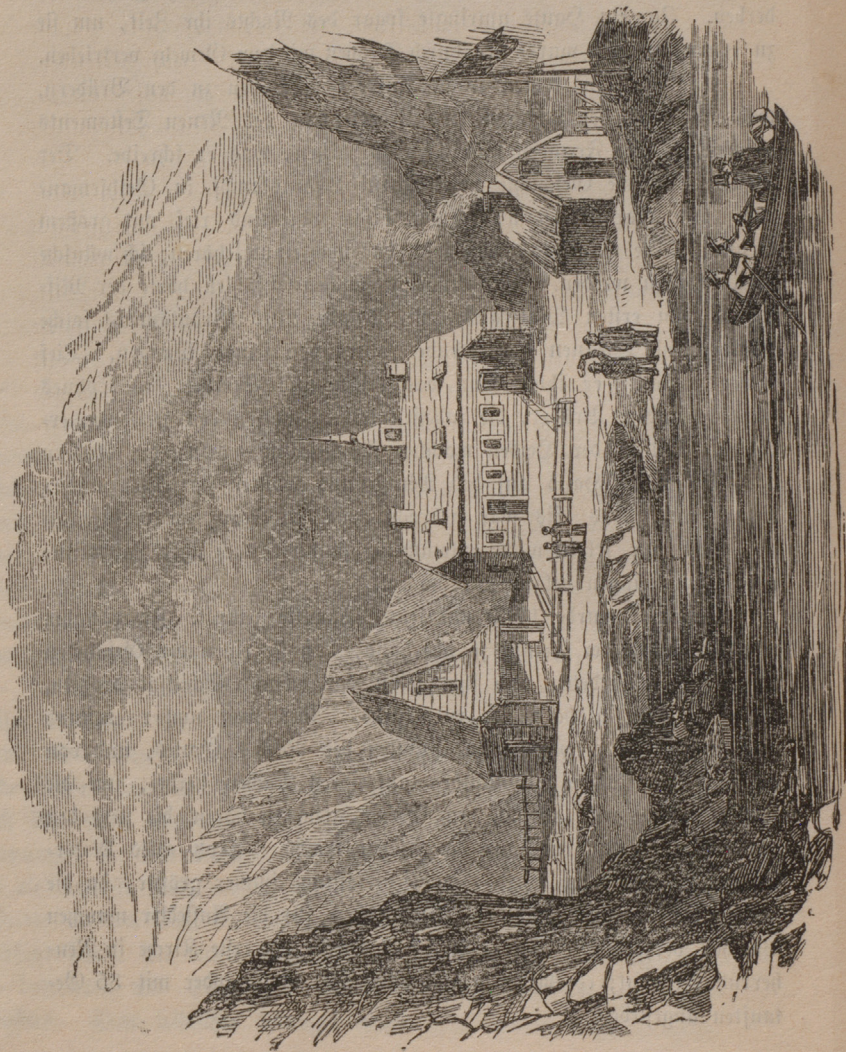
gen fruchtlos gewesen seien, werden diese jungen Laien noch viel weniger ausrichten. Doch ließ der König die drei Brüder, M. und Ch. Stach und Ch. David, selbst vor sich kommen, und ihr einfältiger, herzlicher Glaube bewegte ihn so, daß er ihnen ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an Egede mitgab und äußerte: „Wenn die ganze Brüdergemeinde nach Grönland ziehen wollte, so wollte ich sie hinübersetzen lassen und mit allem Nöthigen versehen.“ Von dem Grafen Pless mit Geld zu einem gezimmerten Hause beschenkt, das sie mitnehmen sollten, landeten die Brüder am 20. Mai 1733 in Godthaab, wo sie Egede freundlich aufnahm und mit Rath und That unterstützte. Die Brüder hatten einen schweren Anfang. Zuerst schlugen sie, nicht weit von Godthaab, ihr Haus auf und nannten es Neuherrenhut. Dann versuchten sie, durch Jagd und Fischfang sich ihren Unterhalt zu erwerben. Das wollte aber nicht gehen; sie mußten sich zum Spinnrad bequemen. Die Erlernung der Sprache machte auch Noth; dazu kam eine verheerende Blatternseuche. „Unter den Heiden spüren wir nicht das geringste Gute,“ schrieben sie damals, „nicht einmal einen Seufzer; und dazu finden sie den Tod, wo sie das Leben bekommen sollten. Uns mögen wir ansehen, wo wir wollen, so finden wir nichts als Elend von Außen und Innen. Von Außen finden wir nicht einmal die leibliche Tüchtigkeit, in diesem Lande dauern zu können: die muß Gott uns erst geben, — von Innen ist uns Alles, was vom guten Willen herrühren kann, sogar auch der Muth im Erlernen der Sprache weggefallen; nur allein was die Gnade gewirkt hat, ist uns geblieben. Wir wollen aber in dieser Schule, da wir um die Wette glauben müssen und nichts als Unmöglichkeiten vor uns sehen, verbleiben, bis uns Jesus als Elenden durchhilft, und wollen für nichts sorgen, als wie wir Ihm gefallen.“ — Im August des folgenden Jahres kamen ihnen zwei Brüder, Böhnißch und Beck, zu Hilfe, und so fuhren sie mit erneuertem Eifer fort. Sie wagten es endlich, die Grönländer aufzusuchen und auf jede Weise freundlich mit ihnen zu verkehren. Niemand aber wollte sich bei ihnen ansiedeln; und als das Jahr darauf keine Unterstützungen an Lebensmitteln von Hause kamen, und die Brüder sich in die äußerste Noth versetzt sahen, trat sogar eine Feindseligkeit der Wilden an den Tag, die sich unter anderem darin zeigte, daß sie unmäßige Preise für Alles forderten, was die Brüder kaufen wollten, so daß diese mit Schaalthieren und Meergras ihren Hunger stillen mußten. Dem leiblichen Mangel wurde zwar durch reichliche Sen-

dungen aus der Heimath in den folgenden Jahren abgeholfen; das Benehmen der Grönländer aber wurde immer schmerzlicher. Blieben die Brüder länger als eine Nacht bei ihnen, so suchten sie sie auf alle Weise zu ihren schlechten Sitten zu verführen, oder spotteten und lachten über ihr Lesen, Beten und Singen. Endlich fiengen sie sogar an, sich an den Personen der Brüder zu vergreifen, warfen mit Steinen nach ihnen, kletterten ihnen auf die Schultern, nahmen und zerschlugen ihre Habseligkeiten, und suchten ihr Fahrzeug zu verderben. Ja, ein Haufe umringte sogar des Nachts ihr Zelt, um sie zu ermorden, und wurde nur durch Drohen mit dem Gewehr vertrieben.

Endlich 1738 kamen etliche Wilde vom Süden zu den Brüdern, während einer der Letzteren eine Uebersetzung des Neuen Testaments abschrieb. Die Fremden wünschten zu wissen, was er schreibe. Der Bruder las die Geschichte von Christi Leidenkampf in Gethsemane vor. Da trat Kajarnak zum Tische vor und rief mit großem Ernste: „Wie war das? Laß mich das noch einmal hören; ich wünsche auch selig zu werden.“ Mit unbefchreiblichen Gefühlen hörte der Missionar zum ersten Mal aus dem Munde eines Grönländers solche Worte, und Thränen der Freude rollten von seinen Wangen. Tief bewegt erzählte er ihnen nun das Leben und Sterben des Sohnes Gottes; andere Brüder, die indessen kamen, halfen den Heilsweg erklären. Etliche der Heiden machten sich heimlich davon; die Andern aber legten die Hand auf den Mund und wollten im Beten unterrichtet sein. Das Eis war gebrochen. Beim Fortgehen versprachen sie, nicht nur selbst wiederzukommen, sondern auch ihre Landsleute mit diesen Dingen bekannt zu machen.

Kajarnak wurde 1739 mit seiner Familie getauft. Zwar nahm nun die Wuth der Feinde so überhand, daß sie einen der Gefährten Kajarnaks ermordeten und ihm selbst das gleiche Schicksal drohten, wenn er nicht alsbald sich zurückziehe. Aber weit umher entstand auch eine große Bewegung zu Gunsten des Reiches Gottes, und von allen Seiten kamen die Wilden auf ihren Nachen herbei, um die schöne Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, zu hören, die stets den wunderbarsten Eindruck auf die Herzen machte. Trotz alles Widerstandes der Zauberer wurde die Niederlassung immer größer, da die guten Einrichtungen auch im Außerlichen für die Ansiedler manchen Vortheil versprachen. Im Jahr 1747 wurde die erste Kirche in Neuherrnhut erbaut; es hatten sich damals 230 Grönländer mit 35 Getauften angesiedelt.

Allmählich wurden weitere Niederlassungen nöthig. Im Norden konnten die Heiden von mehreren dänischen Missionaren die Predigt des Evangeliums hören; aus dem Süden aber kamen öfters Leute, welche die Brüder einluden, in ihr Land zu kommen, weil sie sich gerne bekehren möchten, in Neuherrnhut aber nicht bestehen könnten. Am 19. Juli 1758 wurde daher 36 Stunden südlich von Neuherrnhut mit vier grönländischen Familien, die den Stamm der neuen Gemeinde bilden sollten, die Kolonie Lichtenfels gegründet. Bald



fanden sich auch Grönländer zum Besuch ein, die einen weiten Weg über rauhe Felsen und Thäler nicht scheuten. „Ich weiß nicht, wie es ist,“ sagte einmal eine Heidin, „wir wollen uns immer bekehren, und es wird doch nichts daraus, denn wir wollen und wollen doch nicht recht, und haben andere Sachen lieber als den Heiland.“ — Endlich im zweiten Jahre kam eine Familie aus dem Süden her, die sich bei den Brüdern niederließ und am 6. Januar 1760 getauft werden konnte. Bald kamen mehrere, und am Ende des Jahres war die kleine Gemeinde zu Lichtenfels auf 14 Familien mit 74 Personen angewachsen. Diese Alle wohnten in einem großen Familienhause in herzlicher, brüderlicher Eintracht und Liebe beisammen.

Im Jahr 1774 wurde hundert Stunden südlich von Lichtenfels eine dritte Niederlassung, Lichtenau, angelegt, wo schon im März des folgenden Jahres drei Erstlinge getauft werden konnten. Zu Anfang des Jahres 1782 zählten die Gemeinden in Lichtenau 336, in Lichtenfels 374 und in Neuherrnhut 512 Seelen. Da brach eine Seuche aus, welche in Jahresfrist nicht weniger als die Hälfte der drei Gemeinden weggraffte, so daß die Brüder 1783 nur mit wehmüthiger Freude das fünfzigjährige Jubelfest der Mission feiern konnten. Doch mehrten sich die Gemeinden wieder, theils durch die in ihnen heranwachsende christliche Jugend, theils durch Neubekehrte aus den Heiden. Auch in späteren Zeiten verursachten zwar Hunger und Krankheiten zuweilen große Noth, doch hatte die Mission ihren gesegneten Fortgang. Im Jahr 1824 wurde 18 Stunden südlich von Lichtenau eine vierte Station, Friedrichsthal, gegründet, und auf sämmtlichen Niederlassungen stehen nun 1800 Seelen in der Pflege der Brüder. Sie besitzen das Neue Testament, ein Gesangbuch und manche andere erbauliche Schriften in ihrer Sprache, und die Kinder in den Schulen machen durch ihre Fähigkeit und Begierde große Freude. *) Längs der ganzen Westküste sind kaum mehr ungetaufte Grönländer zu finden; die Brüder machen aber auch Besuche unter den Heiden im Osten, die nicht unfruchtbar sind; zu Zeiten kamen große Gesellschaften von da nach Friedrichsthal, die das Evangelium annahmen.

Was den äußeren Stand der Gemeinden betrifft, so sind die

*) Die Missionsfrau auf unserer nächsten Abbildung, die mit ihren Schülern spazieren geht, ist für den heißen grönländischen Sommer zu warm gekleidet; im Winter aber würde sie sich wohl kaum hinausmachen in's Freie.



beiden südlicheren, auf denen sogar noch Rindvieh gehalten werden kann, weit wohlhabender als die beiden nördlicheren, zu denen 1861 noch das seitherige Filial Umanak und 1865 Igdlorpait hinzugekommen sind. Im Allgemeinen wird in neuerer Zeit geklagt, daß das grönländische Volk in Folge seiner Gewöhnung an europäische Luxusartikel, besonders Kaffee, zurückkomme. Für Dänemark dagegen wird der Handel immer gewinnreicher. Die Ausfuhr besteht in Fisch-

bein, Thran, Walfischspeck, Robbenfellen, Fuchs-, Weißbären- und Rennthierbälgen, Eiderdunen und Narwalhörnern; die Einfuhr in Mehl, Brod, Kaffee, Thee, Bier, Gemüse, Pulver, Eisenwaaren, Leinwand, Baumwolle, Tücher und Glaswaaren.

Für das innere Gedeihen der Gemeinden wurde die von dänischer Seite (1777) erlassene Verordnung vielfach nachtheilig, daß die Grönländer nicht so nahe beisammen wohnen, sondern des besseren Erwerbs wegen auch während des Winters sich an mehrere Fangplätze vertheilen sollten. Später wurde diese Verordnung noch verschärft, und viele der zerstreuten Schafe fielen an der Küste herumirrend wieder in Stumpfheit und Laster zurück. Selbst die geistlicher Gesinnten gleichen der Mehrzahl nach mehr Kindern als Männern. Gleich den Kindern erkennen sie aber auch leicht ihre Vergehungen, wenden sich zutrauensvoll zum Herrn und ergreifen die Vergebung, die Er ihnen ertheilt, in einfältigem Glauben. Bei einem Völkchen, wo es keine Polizei noch weltliche Obrigkeit gibt, und das allein durch die Kraft des Evangeliums vor Sünden und Verbrechen verwahrt und in gutem Gange erhalten werden muß, gibt es allerdings noch viel zu ermahnen, zu erinnern und zurechtzuweisen; da müssen selbst oft Zuchtmittel angewendet und Diejenigen ausgeschlossen werden, die sich nach groben Vergehungen der Bußpredigt nicht fügen wollen. Die Ausschließung wird meistens durch Unzuchtsünden herbeigeführt. — Daß es nicht immer leicht ist, die zu Nationalgehilfen passenden Männer zu finden, daß auch diese manchmal schwach und verzagt sich erweisen, wenn sie auch übrigens durch aufrichtige Liebe zum Herrn und musterhaftes Betragen sich auszeichnen, wer möchte darüber Gericht halten?

Die dänische und die Brüdermission in Grönland haben zwar je ihr besonderes Gepräge, die gegenseitige Freundschaft wird aber dadurch nicht gestört. Von der dänischen Regierung erging übrigens 1851 an die Brüder der Befehl, die heidnischen Grönländer, die in die christliche Kirche aufgenommen zu werden wünschten, künftig sämmtlich der dänischen Mission zuzuweisen. Wie in den Brüdergemeinden der Heimat, so sind es auch in Grönland besonders die hohen Feste, namentlich die Passionszeit und das Osterfest, zu welchem sich aus der Nähe und Ferne Gäste einstellen. Auch in Grönland findet am Osterfest die aufgehende Sonne die Gemeinde auf den Gräbern der Entschlafenen versammelt; an Weihnachten wird den Kindern beschert, was die christliche Liebe lange zuvor in Europa versehen hat.

Eine liebliche Hoffnung, den Eskimos des höchsten Nordens das Evangelium durch Einen ihres Stammes bringen zu lassen, hat der Herr Seinen Dienern am 14. Juni 1856 geknickt, indem Er den betreffenden Jüngling in die obere Heimat abrief, ehe er die irdische wieder sah. Kallihirua gehörte zu dem Stamme, der die Gegend um den Wolstenholmsund an der Spitze der Baffinsbai bewohnt und von allen bekannten menschlichen Wesen der nächste Nachbar des Nordpols ist. Er bestand um's Jahr 1850 nur aus drei Familien, die in der Nähe des Caps York ihre Sommerzelte aufschlugen. Dort zeigten sich im August des genannten Jahres die Schiffe der Nordpol-Expedition unter dem Befehl Kapitän Austins. Da nie zuvor ein Dampfschiff seinen Weg in diese Meere gefunden hatte, gewährte es ein eigenes Interesse, das Benehmen dieser vereinsamten Heiden zu beobachten, als man sie in den Maschinenraum hinabführte. Die mächtigen Riesen und die ganze Maschinerie setzten sie in großes Erstaunen. Als letztere aber anfieng zu arbeiten, flüchteten sie sich ängstlich auf's Verdeck.

Von ihren neuen Bekannten erfuhren nun auch die Engländer, daß der „North-Star“, ein Schiff, um das man sehr besorgt war, den Winter ganz in der Nähe zugebracht hatte. Kallihirua, damals etwa 16 Jahre alt, gab sich dazu her, dem Kapitän Dumaney die Stelle zu zeigen und ihm eine Zeitlang als Dolmetscher zu dienen. Er verstand freilich damals noch nichts als die Eskimosprache; aber man hoffte, er werde das Englische bald lernen. Er nahm also — nach seiner Meinung nur für kurze Zeit — Abschied von seiner Mutter, seinen zwei Schwestern und dem einzigen Volke, das er auf Erden kannte, und überließ sich den Fremden mit vollem Zutrauen. An Bord der „Assistance“ angekommen, ließ er sich eine tüchtige Wäsche gefallen, und zog eine europäische Kleidung an, die ihm von den Schiffsoffizieren geschenkt wurde. So umgestaltet, verrichtete der junge Eskimo auf verständige Weise das Amt eines Lootsen. Der Marine-Sergeant, unter dessen besondere Aufsicht er gestellt und an den er bald sehr anhänglich wurde, unterrichtete ihn in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens, und sein freundliches Wesen machte ihn bald zum Liebling der ganzen Schiffsmannschaft. Ihn aber an der Küste seiner Heimat wieder an's Land zu setzen, war keine Möglichkeit; denn das Meer hatte sich weithin mit Eis bedeckt. Er mußte also die Reise nach England mitmachen. Dort wurde er der Ausbreitungsgesellschaft übergeben, und von dieser 1851 in die Missions-



anstalt zu Canterbury gebracht, wo er sich zum Lehrer unter seinen Landsleuten heranzubilden sollte. Er betrug sich zur völligen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, die in ihm bald einen Jüngling von Verstand und schneller Auffassung erkannten.

Der Anblick so vieler neuen Erscheinungen, die sich ihm in England aufdrängten, war ihm natürlich höchst interessant, und doch der Eindruck davon oft ganz anderer Art, als man hätte erwarten können. Als man ihn z. B. in den Krystallpalast führte, betrachtete er alle die Schätze um sich her mit großer Gleichgiltigkeit, und drückte nur seine Verwunderung aus über die ungeheure Menschenmenge. Ganz natürlich! In seiner Heimat hatte er auf Hunderte von Meilen um sich her nur drei Familien zu zählen, und hier sah er mehr als 90,000 Menschen in einem einzigen Gebäude von Glas. — Als er das erste Mal in die Kathedrale von Canterbury kam, sah er sich in diesen hohen Räumen mit so ehrfurchtsvollen Blicken um, daß er sei-

nen Begleiter fragte, ob es erlaubt sei, hier zu husten. (Er hatte sich nämlich eine Erkältung zugezogen.)

Im Frühling 1853 litt er viel von der Veränderlichkeit der Witterung, erfuhr aber im Hause des Anstaltsarztes große Freundlichkeit. Der gute Eskimo mit seinem breiten Gesicht schloß sich ganz vergnügt an die Spiele der Kinder an, und sang ihnen zuweilen eine von den wilden, klagenden Melodien seines Stammes. — In seinen Freistunden machte er kleine Modelle von Eskimo-Schlitten oder entwarf er Zeichnungen von Schiffen, Seehunden, Walrossen, Rennthieren, Eskimohunden und andern Gegenständen, die ihm aus seiner Heimat in der Erinnerung waren. Ueberhaupt zeigte er große Geschicklichkeit zu mechanischen Beschäftigungen. Die Zimmermannsarbeit interessirte ihn sehr; auch gieng er längere Zeit alle Tage zu einem Schneider, um die Verfertigung europäischer Kleidungsstücke zu erlernen.

Mit großer Freude dachte er daran, einst seine Landsleute die vielen guten und nützlichen Dinge zu lehren, mit denen er in England bekannt wurde, besonders aber, ihnen das theure Evangelium zu bringen, dem er in kindlichem Glauben sein Herz öffnete. Am 27. November 1853 wurde Kallihirua in Canterbury getauft, und zwei Jahre später nach Neufundland gesandt, um in dem Kollegium von St. Johns seine Vorbereitung zum Predigamt zu vollenden und dann zunächst als Gehilfe der Missionare in Labrador in dasselbe einzutreten. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Im Juni 1856 zog sich Kallihirua durch ein kaltes Bad eine Erkältung zu, in Folge deren ihn eine heftige Entzündung befiel. An sorgfältiger Pflege fehlte es nicht; aber nach wenigen Tagen sah man, daß seine Kräfte unterlagen. Er selbst war ganz damit einverstanden, daß es das Bessere für ihn sei, abzuschneiden und bei Christo zu sein, und so entschlief er im Frieden am Morgen des 14. Juni.

4. Labrador.

Zwanzigtausend Quadratmeilen groß, also sechsundfünfzig mal größer als Württemberg, dehnt sich von Kanada nach Nordosten zwischen dem Lorenzbusen, dem atlantischen Ocean, der Hudsonsstraße und der Hudsonsbai eine für britische Besizung geltende und unter der Regierung von Neufundland stehende Halbinsel aus, deren fünfhundert Stunden lange Nordost-Seite unter dem Namen Labrador bekannt ist. Von vielen Buchten durchschnitten und mit unzähligen kleinen Eilanden umgeben, ragen ihre felsigten, ausgewaschenen Küsten in's Meer hinaus. Im völlig unbekannten Innern ist sicher nur öde Wildniß, mehr flach als gebirgig. Untermischt mit Sümpfen und Seen sind zwar in den südlicheren Theilen des Landes noch Waldungen von ziemlich großen Tannen, Fichten, Birken und Erlen, weiter gegen Norden aber verkrüppeln sich die Bäume, die Vegetation wird schwächer und schwächer und hört endlich jenseits des 60. Breitegrades ganz auf. Die Eskimos werden an der Küste hin nur auf 1600 Seelen geschätzt; gegen Süden indessen und in's Innere hinein vermuthet man ihrer etwa 15,000. Dort kommen sie bereits auch mit den rothen Indianern in Berührung, gegen welche sie sehr feindselig gesinnt sind. Hunger und Krankheit vermindern fortwährend die Bevölkerung der nördlicheren Küste.

Auch dieses unwirthliche Land, das seine Bewohner kaum zu ernähren vermag, ist indessen seit mehr als hundert Jahren vielfach von Handelschiffen aufgesucht worden. An der Küste sind die Walfische und Seehunde, deren jährlich über eine Million gefangen wird, im Innern allerlei Pelzthiere wichtig, deren Felle die Eingebornen zu Märkte bringen. Da es vorzugsweise Franzosen waren, die hier Handel trieben, haben die Eskimos für die ihnen aus Europa zugeführten Gegenstände französische Namen angenommen; im Uebrigen aber sahen sie in den an der Küste verkehrenden Fremden nur arme, habgierige und zugleich dumme Leute, die sie sich kein Gewissen daraus machten, auf jede Weise zu bestehlen und zu betrügen. Da es gab förmliche Räuberbanden, welche die Europäer an der Küste überfielen und in die Flucht jagten oder mit ihren langen Messern niedermachten, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen. Weil sie im

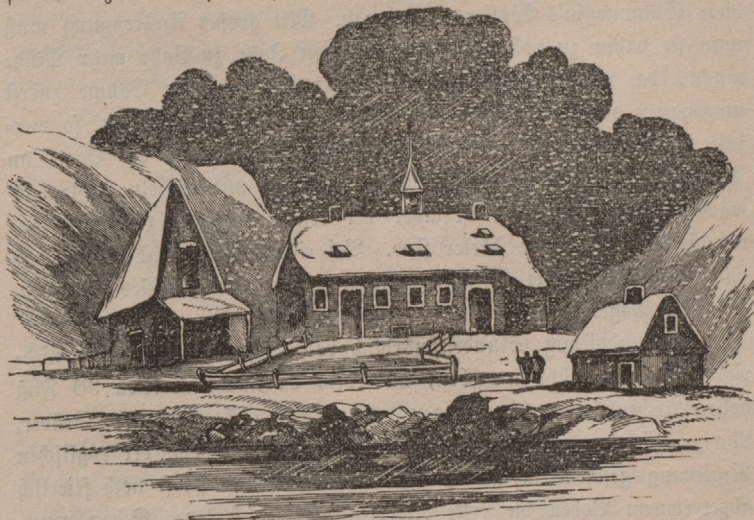
Kajak fahren und Seehunde fangen konnten, dünkten sie sich viel weiser und geschickter als die Europäer, und obwohl Weiberraub und Mordthaten nichts Seltenes waren, hielten sie sich allein für gestittete und gute Menschen. Sorglosigkeit und Trägheit, Stolz und Eigenliebe sind überhaupt tief eingewurzelt. Wenn ein junger Mensch einige Schneehühner geschossen hat, fühlt er sich schon als einen großen Mann, und wirft seine Worte nur so hin, als ob Alles um ihn her Staub wäre. Auch der Ärmste ist eingebildet auf seine leider oft gemißbrauchte Freiheit. Dabei aber sind die heidnischen Eskimos so unwissend wie Kinder und können nicht über zehn, die Zahl ihrer Finger zählen. Alles ist ihnen neu, und unlängst noch fragte einer von ihnen einen Missionar, dessen Wanduhr der Gegenstand seiner Verwunderung war, ob dieselbe sprechen könne? Ihre Sprache ist ungemein dürftig für höhere geistige Begriffe, obgleich sie sonst zu den ausgebildetesten der Erde gehört. Von Gott und Vorsehung haben Viele gar keine Vorstellung. Eine desto größere Rolle aber spielen die Angeloks. Auch auf Amulete halten sie viel. Im Innern des Landes, glauben sie, wohne eine alte Frau, Supperguksoak, welche über die Rennthiere herrsche und sie herauschicke, wenn die Innuit deren bedürfen. Sind daher keine zu sehen, so rufen sie der alten Frau zu: „Kait, Kait!“ d. h. „komm, komm, wir sind hungrig!“ Bei Supperguksoak sammeln sich auch die Seelen der Verstorbenen, um mit ihr Rennthiere zu jagen. Auf dem Wasser aber wohnt ihr Mann Torngarsok und beherrscht die Walfische und Seehunde. Beim Seehund- und Walfischfang rufen sie daher Torngarsok um Hilfe an, und entgeht ihnen dennoch das Thier, so heißt es: „Er hat nicht gehört, oder er war in Geschäften.“

So die heidnischen Eskimos. Während nun aber in der neuesten Zeit ganz im Süden des Landes die englische Einwanderung von Neufundland her anglikanische Prediger und Methodisten nachzieht, und auch von Westen her ihnen das Evangelium gebracht wird, haben sich an der kalten Nordostküste schon seit bald hundert Jahren Missionare der Brüdergemeinde niedergelassen, und es unter dem Segen Gottes durch ihre treue, aufopferungsvolle Thätigkeit dahin gebracht, daß man die ganze Strecke bis zum Kap Chudleigh unter die christlichen Länder zählen darf. Fünf Stationen sind es, die als helle Lichtlein hinausstrahlen in das öde Land, und auf denen in fröhlichen Gefängen der Ruhm der Liebe Gottes erschallt. Die südlichste derselben ist Hoffenthal, 180 Stunden nördlich von der Straße,

welche Labrador von Neufundland trennt. Die Gegend um Hoffsenthal her ist kahl und uninteressant; in allen Gründen und Thälern in der Nähe gibt es nur Gestrüppe; da ist weit und breit auch nicht Ein schöner Baum zu erblicken. Die wenigen, die da waren, wurden gleich von den ersten Brüdern gefällt. Jetzt müssen die Missionare ihren Holzbedarf 16—20 Stunden südwestlicher suchen, wo sich die Uksutok-Bucht tief in's Land hineinzieht. Dort gibt es noch schöne Waldungen, und dahin ziehen gewöhnlich im Oktober die Hoffenthaler, um sich ihren Vorrath für den Winter zu holen. Im Missionshof versammeln sich die Leute, gegen zwanzig Mann, und ein Jeder erhält eine Axt. Den Tag darauf, wenn der Wind gut ist, geht die Flotte mit Weibern, Kindern und Zelten unter Segel, sie theilen sich in Gesellschaften von 3—4 Personen. An Ort und Stelle angekommen, gehen sie an's Fällen, und Jeder bezeichnet den Baum, den er umgehauen hat. Das Schwierigste ist dann, ohne Pferde und Ochsen diese Stämme in's Wasser zu bringen. Mit großer Anstrengung muß man sie dahin zu rollen suchen, was von Jahr zu Jahr mehr Mühe macht, da natürlich die dem Ufer zunächst stehenden Bäume zuerst umgehauen wurden. Ist diese beschwerliche Arbeit vollbracht, so werden die Stämme zu Flößen zusammengebunden und die Boote an Tauen vor die Flöße befestigt; dann geht es mit Segeln fachte vorwärts. Große Vorsicht ist aber bei den Landspitzen zu beobachten, wo die Wellen immer stärker sind. Bei einem Sturm ist es um das Floß geschehen. Die ganze Expedition währt, wenn Alles gut geht, 10—14 Tage.

Fünfundvierzig Stunden nördlich von Hoffsenthal liegt, von niedrigem Birkengestrüpp umgeben, aus dem da und dort etwa 30 Fuß hohe Färchenbäume hervorragen, die älteste Station der Brüder, Main. Es war im Jahr 1771, daß sie hier auf von der englischen Regierung geschenktem und von den Eingebornen selbst noch feierlich abgetretenem Boden die erste Niederlassung errichteten. Schon neunzehn Jahre vor ihnen war der fromme Seemann J. Chr. Erhardt mit vier Missionaren hinausgezogen, um dem unnachbarten Land das Licht des Evangeliums zu bringen; aber er hatte sich mit fünf Matrosen unvorsichtig in's Innere hineingewagt und war nicht wiedergekehrt. Man fand die Leichname der Erschlagenen und die Brandstätte ihrer Hütte, und die vier Brüder, welche schon ihr Haus ausgerichtet hatten, mußten mit dem Schiff zurückkehren, weil es diesem an Mannschaft fehlte. Im Jahr 1765 war Jens Haven, ein

Zimmermann aus der Brüdergemeinde, der bereits vier Jahre in Grönland Missionar gewesen war, mit vier andern Brüdern nach Labrador gegangen, und mit den Eskimos, deren Sprache er verstand, in Verkehr getreten. Die Brüder hatten es sogar gewagt, tiefer landeinwärts zu gehen und im Zelt eines Zauberers zu übernachten. Aber die Leute zeigten sich völlig gleichgiltig gegen die christlichen Wahrheiten, und auch andere Umstände wirkten dazu mit, daß die Gründung einer Mission abermals aufgeschoben wurde. Nun aber ließ es der Herr gelingen. Die 1770 mit Jens Haven hinausziehenden Missionare wurden bereits als alte Freunde empfangen. Ihr Wohnhaus, zu dem sie die Baumaterialien aus Europa mitbrachten, wurde noch vor dem ungewöhnlich harten Winter fertig, und sie konnten ihre Arbeit des Glaubens und der Liebe beginnen. Denken wir uns aber ein wenig in die Entbehrungen und Mühseligkeiten hinein, die sie dabei zu übernehmen hatten.



Wohl wird, wenn der Winter mit seiner ganzen Strenge hereinbricht, noch eine drei Fuß dicke Schneewand an's Missionshaus gesetzt, um das Eindringen der Kälte und des schneidenden Windes zu verhindern. Dennoch geschieht es oft, daß beim stärksten Feuern jede Nacht das Wasser in der Stube und die Tinte auf dem Tisch gefriert. Der Schnee fällt zuweilen in solcher Dicke, daß man keinen Augenblick durch's Fenster sehen kann. Wird er auch vor der Wohnung der Missionare öfters wieder weggeschafft, so häuft er sich doch

gewöhnlich bis zu einer Höhe von 14 Fuß an. Erst Ende Aprils fängt er an zu schmelzen, an den Verglehnern aber liegt er zuweilen bis Ende August, ja bis wieder neuer kommt. Noch Mitte Juni's schneit es zuweilen, und auch die Nachtfroste halten bis dahin an. Ende Juni gibt es in den Buchten gewöhnlich freies Wasser; vor den äußersten Inseln aber bleibt noch mehrere Tage das den Winter über angefrorene Treibeis gleich einer Mauer stehen. Dann folgen meist warme Tage, in denen die Hitze schnell bis zu 20 Grad im Schatten steigen kann. Mit ihr stellen sich die lästigen Muskitos ein. Im Juli schlägt Alles aus, und die Lärchenbäume, die, wie es scheint, dem härtesten Winter Trotz bieten, zieren die Gegend mit ihrem frischen Grün. Der August ist meistens schön; im September fangen kühle Tage an, und Ende Oktober stellt sich der Winter wieder ein. Wie lange Einem ein solcher Winter von Oktober bis Juni wird, läßt sich denken.

„Im April findest du die Gärten mit 6—8 Fuß tiefem Schnee bis an die Pallisaden voll. Jetzt müssen die Frühbeete ausgegraben werden. Vier Mann schneiden den Schnee mit Säbeln in Quaderstücke, und vier Mann führen sie fort: in sechs Tagen ist die Arbeit fertig. Nun wünscht man warmen Sonnenschein, damit die Frühbeete aufthauen; es gelingt, und man sagt: „In dieser Woche gedenke ich zu säen.“ Aber auf einmal kommt Schneegestöber, und alle Arbeit ist umsonst, der Graben wird mit neuem Schnee ausgefüllt. Der April ist verflossen, man macht sich abermals an's Werk. Die Frühbeete werden rein; es ist Mitte Mai; jetzt glückt es, es kommen einige schöne Tage, wo gesät werden kann. Die Beete werden mit Decken und Matten zugedeckt, damit der Same nicht erfriere. Im Hause suchen die Frauen die Blumenkästchen hervor, säen darein Blumen, Salat, rothe Rüben, Kraut; da stehen alle Fenster voll. Der Schnee in den Gärten wird mit Kohlenstaub überstreut, damit die Sonne mehr Anfassung bekomme und schneller thauen mache. Es wird geschaufelt und gewühlt, denn ein Jedes will den Schnee bald los sein. So rückt der 20. Mai heran, und es heißt: „Es kann ein gutes Frühjahr werden, wir müssen bald an's Kartoffelstecken denken;“ aber siehe da, es fängt wieder an zu schneien und zu frieren. So vergeht der Mai. In den ersten Junitagen kommen aber doch die Kartoffeln in die Erde und werden mit Stroh zugedeckt; daneben liegt der Schnee oft mehrere Fuß hoch. Die weißen Rüben werden auch gesteckt, ein Hauptartikel in diesen Gärten. Mitte Juni's wünscht man

die Pflanzen in den Kästchen zu versetzen, es will aber nicht warm werden. Endlich kommt ein Regen: es wird eilig gepflanzt, der Muth wächst; „es könnte ein leidlicher Sommer werden, wenn nur nicht neue Kälte kommt!“ — Manchmal glückt es, aber oft auch nicht; denn gewöhnlich wird es trocken und in den Nächten kalt, so daß die meisten Pflanzen verderben. Gehen die Kartoffeln auf, so müssen sie jeden Abend zugedeckt werden, und oft erfrieren sie doch bei aller Mühe und Arbeit. Man hat versucht, verschiedene europäische Blumenarten hieher zu versetzen, um sie einheimisch zu machen, aber es ist nicht gelungen. Die Rhabarber (nicht die officinelle) ist das einzige, was einheimisch geworden ist und ordentlich wuchert. Es ist ein sehr beliebtes Gewächs, und wird im Sommer mit Vergnügen gegessen. Der Stiel des Blattes ist stark, wird geschält, geschnitten, gekocht und mit Zucker versüßt, und schmeckt dann wie Aepfelbrei.

„Wenn wir dann und wann ein Schaf, ein Schwein oder einen Ochsen schlachten könnten, dann wäre es schon gut; aber von allem haben wir nichts. Im Sommer gibt es den Tag ein oder zweimal Salat bei Tische, dazu ein Stück Salzfleisch, oft so salzig und zäh, daß es fast eben so groß wieder weggetragen wird. Im September und Oktober gibt es oft Kraut, weiße Rüben, mitunter Kohl; kurz, da geht es gut. — Mitte September muß Alles herein, Salat, Kartoffeln, Kraut, Kohl u. s. w., um, auf dem Boden ausgebreitet, zu trocknen. Vorigen Winter hat sich eine Schwester die Mühe genommen, und ein Abendgericht Kartoffeln, eine kleine Schüssel voll, gezählt. Es waren 630 Stück, und sie meinte, die Zeit sei ihr beim Schälen lang geworden. Mitunter gibt es im Sommer und Herbst thranichte, magere Wasservögel von verschiedenen Arten; im Winter sodann Hasen, die aber, da sie von Moos leben müssen, sehr kraftlos sind. Ist das Gartengemüse zu Ende, so hat man wenig bei Tische, mitunter Sauerkraut von London oder Hamburg, und Erbsen oder Obst von den Freunden in Württemberg.“

Von wem leben denn aber die Eskimos? fragt vielleicht ein Leser. Nun auch bei ihnen geht es oft dürrtig genug her, da sie's durchaus nicht verstehen sich vorzusehen. Theilweise nähren sie sich vom Fischfang. In der Bucht bei Hoffenthal gibt es im Juli Forellen, welche 4—8 Pfund wiegen. Im August kommen Dorsche von derselben Größe und auch größere. Im Winter kann man keine Fische haben; man pflegt daher Dorsche im Herbst unter Steine zu verwahren, und sie dann im Winter als Leckerbissen zu verzehren. Mit dem April



kommt eine kleinere Art von Dorschen in die Buchten. Dann machen die Eskimos Löcher durch's Eis und ziehen sie mit großen Fischhaken heraus, oder legen sie sich auf den Bauch und stechen die Fische mit Stangen, an deren Ende zwei spitzige Eisen wie eine Gabel angebracht sind. Die Löcher zu machen ist aber ein hartes Stück Arbeit,

denn das Eis ist wohl fünf Schuh tief; auch sind die Fische oft selten genug. Mancher Eskimo liegt 3—4 Stunden wie ein Todter auf dem Bauch, das Gesicht auf dem Loch, und bekommt nichts. Wenn es stürmt und stöbert, gelingt der Fang gewöhnlich am besten. Weitere Nahrungsquellen sind die Rennthier- und die Seehundsjagd. Auch dieser Erwerb ist mit großer Mühe, oft mit Lebensgefahr verbunden. Die Seehunde stellen sich gewöhnlich mit den Eisbergen ein, welche bei Nord- und Ostwind die Meeresströmung aus den nörd-



lichen Gewässern gegen die Küsten von Labrador hintreibt. Zuweilen gelingt es wohl einem einsamen Seehundsjäger, einige Thiere auf dem Lande zu fangen, wenn sie sich mit ihren Zungen sonnen; sobald dieselben aber ihre Feinde gewahr werden, eilen sie dem Meere zu. Dort hauptsächlich müssen die Eskimos in ihren Kajaks ihre unsichere Nahrung suchen. Zuweilen spähen sie auch an den Eislöchern nach den Thieren. Dabei begegnete es kürzlich einem christlichen Eskimo, daß das Eis mit ihm brach. Mit Mühe hielt er sich an einer Scholle fest, bis seine Hände daran angefroren waren. Das gerade rettete ihn; denn seine Freunde waren zu weit entfernt, um sein Rufen zu hören. Lange blieb er in dieser schrecklichen Lage; schon war seine Kraft am ermatten und der Körper fast erstarrt, als seine Gefährten herbeikamen und ihn herauszogen. (S. folg. Abbild.) Bleiben diese Thiere aus, so zwingt der Hunger die armen Eskimos oft zu sonderbaren Hilfsmitteln, z. B. sich Nasenbluten zu verursachen, um das Blut hinunter zu fangen.



Hatte früher kein Europäer ohne die augenscheinlichste Gefahr eine Nacht unter den wilden Bewohnern Labradors zubringen können, so durchkreuzten jetzt die Gründer Nains Eis und Schnee, um die Leute in ihren Winterhäusern zu besuchen, und wurden überall gastfreundlich beherbergt. Große, selbstverleugnende Liebe gehörte freilich dazu, in diese mit Rasen bedeckten Steinhütten einzudringen, in denen mehrere Familien beisammen wohnen, die schon durch ihre Ausdünstung so stark einheizen, daß außer dem Eckel auch die Wärme dem Europäer unerträglich ist. In der Mitte dieser Wohnungen hängt eine Thranlampe, die das Ganze erhellt und auch zum Kochen dient; zu dem Fenster im Dach werden die Därme der Walfische und Seehunde benützt. Den Ausgang bildet ein niedriger, 12—18 Fuß langer Gang, durch welchen man mit Händen und Füßen hineinkriechen muß, der aber eben deshalb Wind und Kälte trefflich abhält. Bei rauher Witterung nehmen auch die Hunde ihre Zuflucht in diesen Gang, so daß man im Finstern oft auf sie tritt, von ihnen im Gesicht beleckt wird, oder sich die Hände mit Urath beschmiert, und froh sein muß, wenn man ungebissen davon kommt. Darum rief auch ein Eskimo



nach dem eindringlichen Vortrag eines Missionars einst aus: „Ach, ich armer Mensch! Hier haben wir nichts als Kälte und Hunger, unsere Häuser und Zelte sind voll Unrath, und des Nachts werden wir mit Gestank und Ungeziefer geplagt.*) Ich dachte, wenn wir es nur erst so gut hätten wie die Europäer, so wollte ich sehr froh sein; aber wenn noch etwas Besseres zu erwarten ist, so ist's gewiß der Mühe werth, daß wir uns mit dem Erlöser bekannt machen.“ Doch kostete es große Mühe, die Leute zur Sündenerkenntniß zu bringen; sie wußten sich immer zu rechtfertigen: der Lügner tröstete sich mit dem Gedanken, kein Dieb zu sein; der Räuber frohlockte, weil seine Hände sich noch nie mit menschlichem Blut befleckt hätten, und selbst der Mörder beruhigte sich, weil er es nur an Fremden und nicht an Eskimos sei. Besonders hinderlich war und ist noch immer die Sucht der Eskimos, sich in die Weite zu zerstreuen. Im Sommer gleichen die Stationen ganz einem Bienenstock: Boote kommen und schlagen Zelte auf, andere packen Zelte zusammen und fahren in irgend eine Bucht, um sich nach Rennthieren oder Lachsforellen umzusehen. Treten dann Anfangs Oktober Stürme und härtere Fröste ein, so mahnt das die Eskimos, an die Winterquartiere zu denken. Dann geht es an's Häuserbauen und Ausbessern; die Zelte werden zusammengepackt

*) Die runden Sommerwohnungen sind bedeutend einladender.

und in die Vorrathshäuser geschafft, und die Schulen nehmen ihren Anfang. Schlägt aber der Seehundsfang an der Küste fehl, so müssen sich auch im Winter ganze Gesellschaften mehr in das Innere des Landes begeben, um dem Forellenfang oder der Rennthierjagd nachzugehen. Hat daher ein Knabe das vierzehnte Jahr erreicht, ohne ordentlich lesen zu können, so lernt er es selten mehr, weil er von da an mit auf die Jagd geht. Anders ist's bei den Mädchen, die so lange in die Schule gehen, bis man ihnen sagt, sie brauchen nicht mehr zu kommen, und daher fast ohne Ausnahme lesen können.

Im Jahr 1776 hatten die Brüder in Nain die Freude, den Versammlungsaal feierlich einweihen und dabei einen ehemaligen Zauberer als den Erstling seiner Nation mit dem Namen Petrus taufen zu dürfen. Im gleichen Jahr noch wurde 36 Stunden nördlich von Nain auf einer Insel am 3500 Fuß hohen Riglapeit die Station Oka gegründet; Hoffenthal folgte 1782. Auf allen drei Stationen blieb die Mission wegen der Unempfänglichkeit des Volks eine Reihe von Jahren hindurch sehr prüfungsvoll. Die Eskimos bekamen mehr und mehr Hang, nach den südlichen Niederlassungen der Franzosen und Engländer zu wandern, wo sie für die Handelsgegenstände, die sie dahin brachten, gute Aufnahme fanden. Alle Ermahnungen der Brüder konnten dieser Begierde nicht steuern; und doch verloren sie auf diesen Zügen immer wieder das schon gewonnene Bessere. Sämmtliche Niederlassungen zählten bis zum Ende des Jahres 1800 nur 228 Eskimos, worunter 110 Getaufte. Da begann sich's 1804 zu regen, Mehrere fühlten sich in ihrem Innern aufgefordert, mit Ernst ihre Seligkeit zu schaffen. Das Zeugniß von Jesu erbarmender Liebe wirkte so mächtig auf die Seelen, daß sie bei festlichen Gelegenheiten von Andacht und Liebe ganz hingenommen waren. Selbst unter den Kindern entstand eine allgemeine Erweckung; Aller Herzen wurden aufgethan, und das ganze Betragen bei Großen und Kleinen zeigte sich völlig verändert. Binnen zehn Jahren verdoppelte sich die Zahl der Einwohner auf den drei Missionsplätzen, und die Brüder konnten dankbar ausrufen: „O Gott, wer sind wir, daß Du uns würdigst, diese Erweckung mitzugenießen!“

Selbst fernere Heiden nahmen jetzt christliche Weise an, wie sich 1811 auf einer Untersuchungsreise ergab. Für die nördlicheren Eskimos wurde denn auch vierzig Stunden von Oka entfernt im Jahr 1830 eine vierte Station, Hebron, angelegt. Es sieht da gar winterlich aus, aber der Sonnenschein der Gnade hat schon manche

Herzen erwärmt und liebliche Früchte des Geistes gewirkt. Von dem noch zehn Stunden nördlicher gelegenen Saglek kamen 1848 sämtliche Bewohner, neunzig an der Zahl, um sich anzusiedeln und zu Christo zu bekehren. — Weiter nördlich sind die Eskimos noch ungebrochen, und konnten 1854 lächelnd sagen: „Mir ist's ganz einerlei, wo ich nach dem Tode hinkomme, ich will an den Ort der Qual.“ Dort, an der Ungawa-Bai, wurden erst vor etlichen Jahren 8—9 aus dem Schiffbruch der „Ritzy“ entkommene Europäer ihrer wollenen Decken wegen ermordet. „Wer wohnt an dieser Küste? Sind's Heiden oder Christen? Wird' ich gespeist oder aufgespeist?“ So wogte es in den Herzen einiger anderer Matrosen, die gleichfalls von dem verunglückten Schiff geblühtet, weiter nach Südosten trieben. Sie sehnten sich nach Menschen und fürchteten sich vor ihnen. Endlich wurden sie in ihrem Elend von Eskimosfischern entdeckt, und statt beraubt zu werden, wie sie sicher erwarteten, auf den Händen getragen



und in der Hütte verpflegt. Geistliche Lieber, die angestimmt wurden, gaben ihnen den ersten Wink, wem sie diesen guten Empfang zu verdanken hatten; denn von einer Mission in jenen Polarländern hatten sie nie zuvor gehört. Wie süß klang ihnen nun im Lied die Sylbe krist, über die sie unter andern Umständen gelacht hätten!

Abwechslung in den äußeren Gang der Mission kommt in Labrador wie in Grönland nur durch den mehr oder minder glücklichen Erwerb oder durch ansteckende Krankheiten. Ueber ihren innern Gang

laufen von den verschiedenen Stationen verschiedene Berichte ein. In Hoffenthal ist durch den von Jahr zu Jahr vermehrten Umgang mit fremden Händlern, der viel Versuchung zum Trunk und europäischem Luxus mit sich bringt, eine Sichtszeit eingetreten. Gegen Main zu wurde hier 1865 eine neue Station, Zoar, gegründet. In Oskat waren die Missionare betrübt, daß ihnen die Hudsonsbai-Kompagnie die Erlaubniß verweigerte, ihre Neze auch über die nordwestlicheren Gegenden auszuwerfen; in Hebron zeigte die Gemeinde während des schweren Winters ein besonderes Verlangen nach himmlischen Gütern; im Februar aber brach eine Seuche aus, während deren in manchen Häusern geradezu Niemand da war, der Medizin, Wasser oder Essen hätte holen können. Alle Kranke lebten nur aus dem Missionshause, und das aus Württemberg erhaltene Obst nebst Suppen war für Viele die einzige Erquickung, die ihnen gereicht werden konnte. Innerhalb vierzehn Tagen erfolgten 26 Todesfälle; im Ganzen gehören zu den fünf Stationen nun 1024 christliche Eskimos!

Finden sich in Hebron des Handels wegen dann und wann heidnische Eskimos ein, denen ein Wort von der Liebe Jesu zu verlornen Sündern gesagt werden kann, so geschieht es im südlichen Hoffenthal wohl mitunter, daß ein deutscher Matrose, der sich im Dienst eines Pelzhändlers oder Fischers nach Labrador locken ließ, und da Dörfer und Städte zu finden hoffte wie in Europa, froh ist, in dem traurigen, unwirthlichen Lande die traute Muttersprache zu hören. — Einige Unterbrechung in die Eintönigkeit des Lebens auf den Stationen bringen auch die Festzeiten, namentlich die Charwoche, zu deren Feier vor einigen Jahren unter andern eine Frau von halbenglischer Abkunft mit ihren beiden Töchtern 20—30 Stunden weit ganz allein im Schlitten hergefahren kam. Die beiden Mädchen sprachen nur englisch, hatten aber noch nie eine Kirche gesehen, noch nie einer gottesdienstlichen Versammlung beigewohnt, und noch mit so wenigen Menschen verkehrt, daß ihnen die 225 Gemeindeglieder Hoffenthals eine Menge erschienen „wie im Sommer die Muskitos.“ Die Mutter pries die Bewohner Hoffenthals glücklich, daß sie Gelegenheit hätten, Gottes Wort zu hören; und sie sowohl als die andern Besuchenden waren hoch erfreut über die Osterlitanei, welche die Brüder bei sechs Grad Kälte auf dem 6—10 Fuß hohen Schnee des Gottesackers beteten, und über die Begleitung von Posaune, Flöte, Horn und Klarinette, die sie da zu hören bekamen. Ihrerseits suchen dann die

Brüder nach allen Seiten hin in's Innere des Landes einzubringen, um die zerstreuten Schafe dem guten Hirten zuzuführen. Zu gegenseitiger Stärkung und Aufmunterung besuchten sie einander wohl auch auf ihren verschiedenen Stationen; doch sind diese Reisen mit großen Mühsalen und oft mit Gefahren verknüpft. Wie gnädig aber der Herr Seine Diener in solchen Nöthen zu beschützen weiß, das durften (schon 1782) die Brüder Liebisch und Turner auf einer Fahrt von Main nach Osk erfahren.

Es war ein heller Märzorgen. Die Sterne leuchteten mit ungewöhnlichem Glanz, und die ganze Reisegesellschaft in zwei Schlitten war gutes Muths und hoffte die 45 Stunden in zwei Tagen zurückzulegen; denn über die gefrorene See hin fuhren sie mit ungemeiner Leichtigkeit. Sie hatten sich eine beträchtliche Strecke vom Ufer entfernt, um das Vorgebirge von Riglapeit zu umgehen. Da kam es plötzlich dem Treiber vor, als verspüre er eine Grundschwellung unter dem Eis. Sie war kaum merklich; nur wenn man sich niederlegte und das Ohr hart an die Oberfläche hielt, hörte man ein hohles Knarren und Brausen. Sie beschleunigten die Fahrt und trieben die Schlitten näher zum Ufer hin. Doch auf einmal krachte das Eis und bildete 1—2 Fuß breite Spalten; über diese setzte man eilig hinweg und drang auf dem gefährlichen Wege weiter. Allein die Warnungszeichen mehrten sich; eine weiße Wolkenbank mit dunkeln Streifen stieg auf; der Wind erhob sich und wurde zum Sturm. Der Schnee auf den Felsen der Küste wurde durch die Windstöße emporgetrieben und erfüllte den Luftkreis, und zugleich wuchs die Grundschwellung so an, daß die gewaltige Eismasse, durch den bewegten Ocean unter ihr aufgetrieben, sich an manchen Stellen furchtbar emporbäumte und gleich rollenden Wogen in die Höhe stieg. In der Ferne aber hörte man Kanonenschüssen ähnlich das Krachen des Eises. Als die Reisenden in die Nähe der Küste kamen, bot sich ihnen ein wahrhaft schrecklicher Anblick dar. Das Eis rieb und brach sich an den Abhängen in tausend Stücke unter furchtbarem Getöse; und das Toben des Windes sammt dem Schneegeästör machte es ihnen unmöglich, irgend etwas deutlich zu hören oder zu sehen. Unter dem Steigen und Fallen der eisigen See konnten die geängsteten Hunde nur mit der größten Mühe vorwärts gebracht werden. Die Treiber hielten in einer Art stummer Verzweiflung einige Sekunden still; dann paßten sie den kritischen Augenblick ab, wo die wogende Masse wild an die Küste stieß, trieben ihre Schlitten über den Spalt hin-



über und gelangten glücklich an's Ufer. Kaum hatten sie Zeit, sich umzusehen, als die ganze gefrorene Masse in unzählige Stücke zerbröckelte, die sich aufthürmten und unter betäubendem Lärm zusammenstießen. Die Brüder waren überwältigt von Aebetung über dieses wunderbare Entkommen, und sogar die heidnischen Estimos dankten Gott für ihre Errettung.

Wunderbare Errettungen hat auch schon das Labradorschiff erfahren dürfen, das die Londoner Brüder-Societät alljährlich an ihre Missionare absendet. Bis 1860 waren acht Schiffe im Gebrauch; das dormalige heißt „Harmonie“, das dritte dieses Namens. Der Kapitäne sind es sechs gewesen. Das Schiff wird mit Lebensmitteln aller Art versehen, ohne welche die Stationen in Labrador nicht bestehen könnten. Gewöhnlich segelt es am 10. oder 11. Juni von London ab und kommt gegen Ende September wieder zurück. In der Regel hält es bei jeder Station besonders an; verwehren aber die Eismassen einmal die Landung vor einer derselben, so entsteht Hungersnoth in der Gemeinde. Es läßt sich denken, in welcher Spannung die Brüder sind, wenn sie ein ganzes Jahr von der übrigen Welt nichts gehört haben, und nun die Zeit naht, in der das Missionschiff zu kommen pflegt; wie die Herzen klopfen, wenn der Ruf der Eskimos ertönt: „Umiak suit!“ (Das Schiff kommt!) „Ich wußte nicht, wie mir war,“ schreibt ein Missionar, der zum ersten Mal den Tag erlebte, an dem er wieder etwas von seinen Freunden in der Heimath hören sollte. „Die Empfindungen, die bei der Ankunft der Post das Herz erfüllen, lassen sich mit keiner Feder beschreiben. Wenn die Kajaks ihre Ankunft durch Schüsse verkünden, bleibt kein Mensch sitzen. Man greift nach dem Fernrohr, um zu sehen, wie sie angeschwankt kommen, und eilt dann zum Strand. Mit ungeduldig harrendem Blick schaut man jeden Brief an, der aus dem Kasten genommen wird, und freut sich, wenn man an der Adresse diese oder jene liebe Hand erkennt. Ganz unwillkürlich drängt sich da der Ruf aus dem vollen Herzen: „Gottlob, meine Eltern leben noch! In Europa ist Friede!“ u. s. w. Freudenthränen fließen, und in den ersten Tagen ist das Gemüth so aufgereggt, daß man fast nicht schlafen kann. Man fühlt sich auf's Neue aufgemuntert, sich mit Leib und Seele dem Heiland und Seinem Dienst zu ergeben und gelobt Ihm neue Treue. Wie groß wird aber einst die Freude sein, wenn Eltern, Geschwister und Freunde einander unverhofft im Himmel sehen werden! Wie werden wir dann jubeln und unserem theuren Heiland danken für Sein unaussprechliches Erbarmen. Alsdann wird auch unsern lieben Missionsfreunden ihre werththätige Liebe vergolten werden, ja jeder Seufzer, den sie für die armen Missionare zum Throne Gottes geschickt haben.“

5. Die Hudsonsbai-Länder.

Vom öden Labrador aus wenden wir unsere Blicke westwärts nach der ungeheuren Ebene, die sich, nur durch das Felsengebirge unterbrochen, von der Nordgränze Kanada's und der Union bis zum Eismeer, und von der Hudsonsbai bis zum großen Ocean ausdehnt. Hunderte von Meilen in die Länge und in die Breite ist dieselbe mit dichten Wäldern, großen Seen und breiten Flüssen bedeckt, und von Niemanden in Besitz genommen als von den umherstreifenden Horden der Eingebornen und von vielen Tausenden wilder Thiere. An den Küsten des Eismeers und den Mündungen der großen Ströme, wo aller Pflanzenwuchs erstarrt, schlagen hin und wieder die Eskimos ihre Hütten auf. Die südlicher wohnenden Indianer — außer den zu den Algonkins gehörigen Kri's und Otschibwä's lauter Zweige des großen Athapaskenstammes — wissen nichts von Saatzeit und Ernte, und eben so wenig von Heerden, aus denen sie ihren Unterhalt zu gewinnen suchen. Bald leben sie vom Fleisch der Büffel und Rehe, bald ist es ein Zug von Rebhühnern oder wilden Gänsen, bald sind es die Fische der Seen und Flüsse, wovon sie sich nähren. Sehr oft haben sie Tage lang nichts anderes zu essen als die Beeren, die sie gerade in den Wäldern finden, und man hört manche schreckliche Geschichte von Kindern und Freunden, die von ihren Eltern oder Genossen geschlachtet worden sind, um den Hunger zu stillen. Die Unsicherheit in der Auffindung von Lebensmitteln kommt jedoch größtentheils von der dem Indianer tief anklebenden Sorglosigkeit her. In seinem unbefehrten Zustand steht er so unter der Herrschaft des gegenwärtigen Augenblicks, daß keinerlei Rücksicht für das Künftige in ihm aufkommt. Im Sommer thut er, als ob das schöne Wetter beständig fort dauerte, und im Winter fragt er nicht nach seinem Rahn, als wenn die Brücke von Eis, über welche er von einem Ufer zum andern geht, nie zusammenbräche. Erinnerungen an vergangene Leiden oder Furcht vor künftigen wandeln ihn nicht an. Hat er reichlich, so genießt er im Ueberfluß, legt sich nieder und schläft, oder sitzt und raucht seine Pfeife, bis der Stachel des Hungers ihn wieder in die Wälder oder zu den Flüssen eilen heißt.

Folgende Abbildung vergegenwärtigt uns von Innen und von



Außen eines der armseligen Zelte dieser Nord-Indianer. Zu der oben gelassenen Oeffnung findet ein Theil des Rauchs seinen Ausgang; der übrige bleibt in der Hütte zurück und hilft wärmen. Das einzige Hausgeräthe ist ein eiserner Topf zum Kochen der Speise; den weiteren Bedürfnissen wird mit Messer, Flinte, Kriegskeule, Pfeil und Bogen abgeholfen. Von Zeit zu Zeit kann man eine wogende Schaar von 200—300 Familien für mehrere Wochen oder Monate am Ufer einiger Seen und Flüsse vereinigt finden, wo es Fische im Ueberfluß gibt, aber außerdem sieht man selten mehr als zwei oder drei Zelte beisammen. Versiegen die Nahrungsquellen, so werden die Zeltdecken abgenommen, aufgerollt und entweder in den Kahn oder auf die Schultern der Weiber gelegt, um an irgend einem neuen Aufenthaltsort wieder aufgeschlagen zu werden.

Die einzigen festen Wohnsitze in der großen, weiten Wildniß, die wir schon im vorigen Heft mit den kanadischen Pelzjägern betreten haben (s. IV, 95), waren bis zum Jahr 1811 die von den Handelsgesellschaften errichteten hölzernen Forts, welche 20—100 Stunden von einander entfernt in den Wäldern und auf den Ebenen zerstreut liegen. Eine traurige Geschichte von Sünden und Leiden reiht sich an die Gründung dieser verschiedenen Forts. Auch hier, wie an so vielen andern Orten, wurden die Europäer für die armen Eingebornen zunächst nur Anleiter zu noch tieferem Verderben. Um jedes Fort wuchs mit der Zeit ein neues, verwahrlostes Geschlecht auf, die Kinder

und Enkel europäischer Väter und indianischer Mütter, die mit den Jahren gewöhnlich in die wilden Sitten der heidnischen Verwandten hineingezogen wurden.

Da beschloß im Jahr 1811 Lord Selkirk im Interesse der Hudsonsbai-Gesellschaft die Gründung einer Kolonie an dem aus den Vereinigten Staaten kommenden und in den Winipeg-See mündenden rothen Flusse. Der eifersüchtige Haß der kanadischen Nordwest-Kompagnie verfolgte aber die neuen Ansiedler in dem Grade, daß sie mehrmals sich flüchten und ihre kaum erst erbauten Häuser den Feinden preisgeben mußten. Die katholischen Kanadier wurden von Zeit zu Zeit von einem Priester besucht, aber für die Protestanten der Kolonie war keinerlei evangelische Unterweisung vorhanden. Im Jahr 1815, nachdem bereits 145 Jahre seit der Besitzergreifung dieses Landes durch die Engländer verstrichen waren, äußerte Major Semple im Blick auf die durch einen ungestümen Kampf zwischen der Hudsonsbai- und der Nordwest-Kompagnie herbeigeführte Verwüstung: „Ich habe die verbrannten Ruinen von Häusern, Scheunen, einer Mühle, einem Fort und geschleitem Pfahlwerk gesehen, aber nirgends auch nur die kleinste Kirche. Ich schäme mich, es zu sagen, daß durch die ganze Weite und Breite des Gebiets der Hudsonsbai-Kompagnie kein Gotteshaus zu finden ist.“ — Endlich, im Jahr 1821, kam es zu einer völligen Verschmelzung der Nordwest- und der Hudsonsbai-Kompagnie, die beide durch ihre lieblose Konkurrenz dem Untergang nahe gekommen waren, und der unheilvolle Streit war damit geendet.

Die Hudsonsbai-Kompagnie in London beschloß nun, in Verbindung mit der kirchlichen Missionsgesellschaft einen Prediger auszusenden. Dieß wurde die Veranlassung zu einer reich gesegneten Mission, deren erfreulicher Fortgang die Kompagnie zu nachhaltiger Unterstützung des Werkes willig machte. Bei der ungeheuren räumlichen Ausdehnung der Einöde, in welcher die von den Missionaren gegründeten Niederlassungen wie liebliche Oasen zerstreut sind, und den wenigen Jahrzehnten, in die sich ihre Geschichte zusammendrängt, werden wir am leichtesten einen Ueberblick über das ganze Arbeitsfeld und seine bisherigen Ergebnisse gewinnen, wenn wir es einfach von Osten nach Westen hin durchwandern, statt von der Mutterkolonie am rothen Fluß ausgehend in chronologischer Ordnung die Bildung der verschiedenen Tochterstationen zu verfolgen.

Die Ufer der Hudsonsbai.

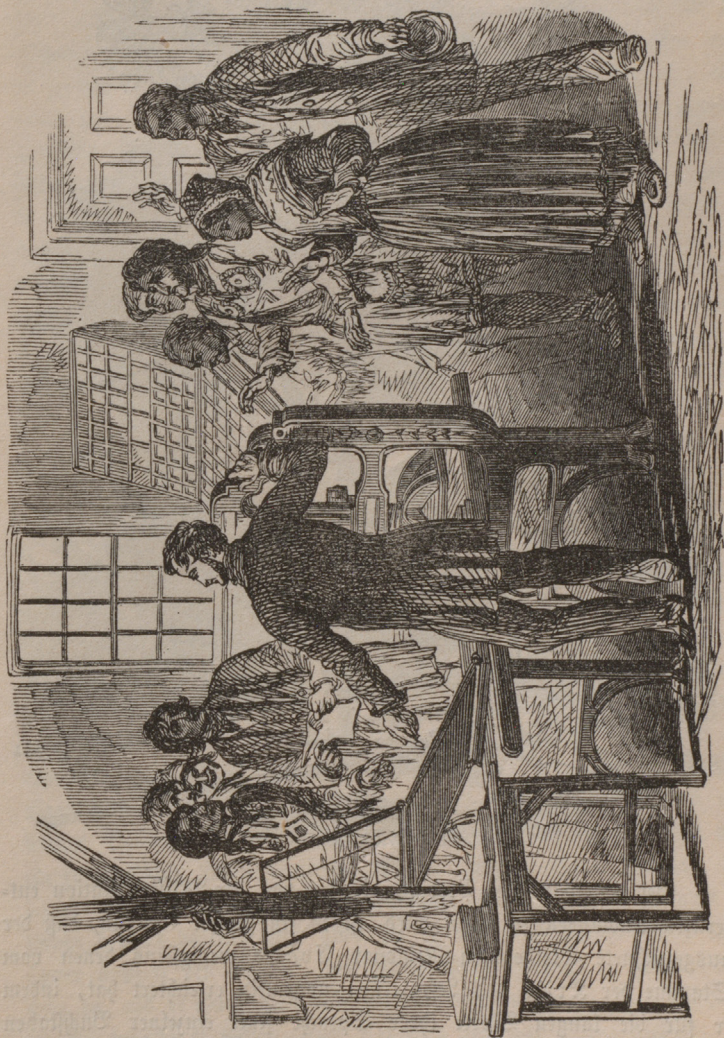
Als ein freundliches Lichtlein leuchtet an der Südspitze der Hudsonsbai die seit 1851 in Moose-Fort gegründete Station weit in die Wildniß hinaus. Den Sommer über widmet sich dort Missionar Horden hauptsächlich den Indianern; im Winter, wenn diese auf ihren Jagdgründen abwesend sind, hält er fleißig Gottesdienst für die Beamten und Diener der Compagnie. Unter beiden Volksklassen darf er Früchte seiner Arbeit sehen, obgleich es auch an schmerzlichen Erfahrungen nicht fehlt. Manche Indianer, die, wenn sie zum Handel in's Fort kommen, die Wahrheit schon gehört, ja liebgewonnen hatten, fallen, wenn sie zu ihren heidnischen Verwandten zurückkehren, wieder in die alten Sünden zurück; es kam sogar vor, daß zwei Brüder, welche er unterrichtet und getauft hatte, hernach ihre alte Mutter erwürgten, als es ihnen in einem harten Winter an Lebensmitteln gebrach. Andern aber ist das Evangelium auch so theuer geworden, daß sie von Herzen wünschen, ihr ganzes Leben darnach einzurichten, und dem Missionar, wenn er sie jährlich einmal besucht, erzählen können: „Ich bete täglich um Vergebung meiner Sünden, und suche zu thun, was recht und gut ist, so weit ich es weiß,“ oder: „Wir erinnern uns noch an Vieles, was Sie uns im letzten Jahre gesagt haben, und haben versucht, es zu halten. Aber ein Jahr nichts hören ist eine lange Zeit.“

Derartige Aeußerungen sind ihm natürlich eine große Ermuthigung auf seinen beschwerlichen Reisen nach den entfernten Außenstationen, und eben so ermunternd war ihm eine Erfahrung, die er einmal in der Nähe eines Zeltes, in dem er freundliche Aufnahme gefunden hatte, machen durfte. Er hatte dort in der Abenddämmerung etwas erblickt, was einem Kreuze ähnlich sah. Oben war ein Baumzweig angebracht; das Kreuz selbst war mit kleinen Knochen, Haaren von der Brust des weißen Hirsches, Federn, Klauen und kleinen Stückchen rothen Tuchs geschmückt. An dasselbe angelehnt war ein in ähnlicher Weise verzierter Speer. Man erklärte Horden, das sei ein Zauberbaum, dessen die Indianer sich vor seiner Ankunft im Lande bedient hätten, jetzt aber sei er außer Gebrauch. Der Missionar äußerte den Wunsch, den Zauberbaum zerstört zu sehen. Und siehe da, als er am andern Morgen aufbrach, nahm einer der Männer, die ihn beherbergt hatten, seine Art und hieb das Kreuz nieder.



Bei der spärlichen Predigt, die den von der Missionsstation entfernten Indianern zu Theil wird, ist es ein großer Gewinn, daß der ausgezeichnete Methodisten-Missionar Evans wenigstens denen vom Stamme der Kri's das Lesenlernen ungemein erleichtert hat, indem er für die langen Worte ihrer Sprache statt einzelner Buchstaben

Sylbenzeichen erfand, welche alsbald auch von den andern Missionaren, selbst von den Katholiken benützt wurden. Einige Jahre lang fehlte es Norden indeß an gedruckten Büchern; da läßt sich denken, welches Staunen und welche Freude es in Moose-Fort war, als 1853 eine von England geschickte Presse dort ankam, die schnell und vollständig herstellte, was bisher mit viel Mühe hatte abgeschrieben werden müssen.



Unter den Kindern, die in der Missionschule unterrichtet werden, haben manche ihrem Lehrer schon große Freude gemacht. Doch hat es seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, die Indianer, jung oder alt, an eine sitzende Lebensweise zu gewöhnen. Es ist, als spürten sie Alle, daß es mit ihrem Geschlecht im Ganzen bergab gehe, und wenn sie aufhören, in ihren Wäldern umherzuschweifen, verfallen sie leicht in eine merkwürdige Krankheit, die man das „Langdenken“ nennt. Werden Kinder von diesem Trübsinn ergriffen, so ist es am besten, sie ihren Eltern zurückzuschicken, worauf sie sich in den meisten Fällen erholen. Behielte man sie gegen ihren Willen, so würden sie schnell dahinsiechen. Zur Abwechslung nimmt wohl auch die Frau des Schullehrers Eins und das Andere hinaus, um im Sommer Netze zu stellen oder im Winter den Kaninchen Schlingen zu legen.



Ein tief ergreifender Fall von Schwermuth, der freilich durch eine furchtbare Gemüthserschütterung veranlaßt war, ereignete sich vor etlichen Jahren bei einem lieben, bewährten Christen Namens Daniel. Er hatte sich sammt seinem Sohne bewegen lassen, einen englischen Pelzhändler, dessen einziger Bruder schwer krank lag, auf überaus gefährlichem Wege in das entlegene Fort zu begleiten, in dem sich jener befand. Mit ihren Büchsen, den Nachtteppich aus Bärenhaut und den Provianttsack über die Schultern geschlungen, drangen sie

durch die wilden Bergpässe, setzten über gefrorene Sümpfe und wurden durch den schneidenden Nordwind manchmal fast vom Eise weggesetzt. Dann ging's durch dunkle Fichtenwälder, wo Tag und Nacht das Geheul der Wölfe sich hören ließ. Nachts häufte man Klöße zusammen, machte ein großes Feuer, und bereitete dann den Kaffee und das einfache Mahl. Aus Tannenzweigen war bald ein Lager fertig, und dann schlief sich's leicht und gut unter dem Bärenfell.

Zwei Drittheile des Weges waren zurückgelegt, als ein fernes Geräusch die todtengleiche Stille unterbrach. Es war ein mächtiger Strom, der sich in einer Tiefe von 70 Fuß durch gewaltige Felsen fortwälzte. Man versuchte es weiter oben und weiter unten, ein Uebergang wollte sich nicht entdecken lassen. Doch endlich fand Daniel



einen Platz, wo ein Fichtenbaum quer über die Kluft hinlag. Er rief seinen Begleitern und war bald mit seinem Sohn über die gefährliche Brücke hinüber, ohgleich sie vom gefrorenen Schnee wie mit Glas überzogen war. Wieder und wieder giengen sie hinüber, bis Schneeschuhe, Büchsen und alles Gepäck an's jenseitige Ufer geschafft war. Zuletzt kam auch der Engländer mit dem schwierigen Uebergang zu Stande. Schon wollten sie weiter, als sie bemerkten, daß eine Bärenhaut vergessen worden war. Der Engländer bat die Beiden, Gott nicht zu versuchen, aber lachend sprang der junge Indianer auf den Stamm. Er hatte mit elastischen Schritten etwa die Mitte erreicht, als eine große Eule plötzlich herabslog, wie um vor ihm auf den Baum sich niederzulassen. Der Vater fürchtete, das könnte hinderlich werden, und schoß auf den Vogel. Aber die Nerven des Jünglings waren darauf nicht gefaßt gewesen; er verlor das Gleichgewicht und stürzte in den Abgrund.

Ein Schrei des Entsetzens rang sich von des Vaters Lippen los. Wie ein Verzweifelter lag er vorgestreckt über den dunkeln Strom und starrte in ihn hinab. Er ließ sich endlich bewegen, die Reise fortzusetzen, aber ehe sie ganz zu Ende war, hatte ihn sein Verstand verlassen. Zwei Jahre lang hielt er sich für hoffnungslos verloren und von Gott verworfen. Dann schien einmal, als der Missionar mit ihm sprach, die Wolke, die auf ihm gelastet hatte, sich verzogen zu haben. Der Heiland, sagte er, habe ihm Trost und Frieden in's Herz gesprochen. Aber einige Monate darauf (April 1864) verließ er seine treue Gattin und lief ohne Schuhe, Handschuhe oder Klappe in die Wälder, als suche er etwas. Erst nach zwölf Tagen fand man seine Spur. Da lag er mit ausgelaufenen Beinen, gefalteten Händen und längst geschlossenen Augen. Welche Trauer für die arme Wittve mit ihren drei unversorgten Kindern!

Die Indianer reden viel von der gefährlichen Reise, welche die Seele nach dem Tode zu machen habe. Allein muß sie Gebirge und Wälder, Eisfelder und brennende Wüsten durchirren, bis sie an den Fluß kommt, welcher sich in den finstern Abgrund stürzt. Es ist da eine gewaltige Kluft. Doch neigt sich ein Baum darüber hin, dessen Wurzeln in dem jenseitigen Lande stecken, während seine Zweige beinahe herüber reichen. Gelingt es der Seele, mit einem kühnen Sprung einen der Zweige zu fassen, so gelangt sie vollends leicht über den Stamm auf festen Boden und ist dann im Paradies. Kann sie den Zweig nicht erfassen, so fällt sie hinab — und ist verloren. So

ist Christus der Baum des Lebens, der uns allein zur Brücke dienen kann hinüber in ein seliges Leben; und ein Sprung des Glaubens ist nöthig, ihn zu fassen; manchmal ein verzweifelter Sprung. Wir hoffen, er sei dem armen Daniel gelungen, und auch sein Sohn sei nicht in den Strom gefallen, „welcher sich in den finstern Abgrund stürzt.“

Nicht nur ruhig, sondern in seligem Frieden, weil versöhnt und



gewaschen durch das Blut Jesu, entschlief in Moose-Fort die neunzigjährige Frau, an deren Grab uns vorstehende Abbildung versetzt. Einen merkwürdigen Anblick gewährte ihr Gatte, ein hundertjähriger Greis, als er auf seinen Stab gelehnt am Grabe stand, die Augen beinahe geschlossen, und sein langes, graues Haar über die Schultern herabhängend. Als ihn Horden fragte, was er vom Tode seiner Frau denke, antwortete er: „Es ist gut;“ denn auch er wußte, an wen er glaubte.

Von Moose-Fort aus, wo jetzt ein ordinirter Eingeborner, Thomas Vincent, neben Horden arbeitet, besuchen die Missionare



zuweilen auch die Eskimos am großen Walfischfluß im Osten der Hudsonsbai, um sie mit dem Evangelium zu bedienen. Das kann freilich nie ohne große Beschwerlichkeiten geschehen. Auf einer Sommerreise fror einmal das Boot, auf dem Miss. Varnley gekommen war, am 23. August plötzlich fest ein; auf einer Winterreise legte

Miss. Fleming auf Schneeschuhen in zwanzig Tagen mehr als 200 Stunden Wegs zurück, wobei er in der ungeheuren Kälte achtzehn Nächte im Freien zubringen mußte. Die Rückreise ging leichter von Statten als die Fußtour. Ein Freund, der sich auf die Eskimo-Hunde verstand, nahm ihn im Schlitten mit.

Dreihundert Stunden nordwestlich von Moose-Fort ist seit 1854 in York an der Mündung des Port-Nelsons-Flusses auch eine Mis-



sionsstation errichtet. Eine kleine Gemeinde von Europäern und Indianern hat sich daselbst gebildet; zahlreichen Indianer-Gesellschaften, welche des Handels wegen den Platz besuchen, wird das Evangelium nahe gebracht; bereits bestehen auch Filialgemeinden, wie im Fort Churchill im Norden. An letzterem Orte wohnen Ojibwas und Eskimos, an die der Missionar sich wendet, wenn er den 60 Stunden langen Weg von York herkommt, auf dem die Gefahr des Erfrierens oft nahe genug ist. Im Jahr 1855 brauchte Missionar Watkins einmal bei schneidendem Wind und furchtbarem Schneegestöber sechzehn Tage zu einer solchen Predigtreise. Am Ende des ersten Tages hatten die ihn begleitenden Eskimos sich bald in Schneehäusern angesiedelt. Der Missionar hatte ein indianisches Zelt von Hirschellen mitgebracht, aber es kostete nicht geringe Mühe, dasselbe aufzuschlagen. Der Schnee lag vier Fuß tief. Vor Allem mußte daher ein kreisrunder Platz schneefrei gemacht werden. An diese Arbeit machte sich Watkins mit Hilfe einer der Eskimofrauen, indem er seinen Schneeschuh als Schaufel gebrauchte. Da aber seine Füße hiemit ihre breite Unterlage verloren hatten, sank er bis um die Kniee in den Schnee ein und mußte in dieser unbequemen Stellung das Geschäft verrichten. Mittlerweile schafften die Männer Fichtenzweige zu Zeltpfählen und Tannenreiser zur Bedeckung des Bodens und der Schneewände herbei. Die Pfähle wurden eingerammt, die Zeltdecke darüber gespannt, auf den Boden noch ein Fell zum Lager ausgebreitet, in der Mitte ein Feuer angezündet, und das Haus des Missionars war fertig. Rauch und Hitze auf der einen und Kälte auf der andern Seite machten aber diese Herberge so unbehaglich, daß er am folgenden Abend es vorzog, sich eine Schneehütte bauen zu lassen, wie die Eskimos sie für sich selber machten; und der Aufenthalt darin sagte ihm viel besser zu, als der im Zelt. Ein freundiges Ereigniß auf der kalten, eintönigen Reise war es dann, wenn die Eskimos einmal einen guten Fang an einem Hirsch machten und denselben zur Mahlzeit zurichten konnten (s. n. Abbild.). Die Freude, selbst auch einen guten Fang zu thun unter den armen, verirrtten Schafen, denen er nachgieng, wurde aber Watkins in jenen nördlichen Regionen nicht zu Theil. „So lange du sprichst, thut uns das Wort gut; aber wir fürchten, es nicht lange zu behalten,“ konnten die theilweise von den Katholiken abwendig gemachten Indianer sagen; die Eskimos schienen zwar schnell zu fassen, wollten sich aber nicht recht hergeben.

Auch die Eskimos an der Ostküste der Hudsonsbai, die Watkins



mit seiner Gattin besuchte, um ihnen in ihr armes Land die frohe Kunde vom Himmelreich zu bringen, kümmerten sich zunächst wenig um diese süße Botschaft. Wir sehen sie zwar auf nächster Abbildung höchst vergnügt; ihre Verwunderung will kein Ende nehmen; doch sie gilt nur — dem Hut der guten Frau Watkins. Sie hatten nie vorher ein solches Kleidungsstück gesehen, daher wird er als eine ganz



außerordentliche Seltenheit betrachtet, mit großer Aufmerksamkeit ganz in der Nähe beschaut und endlich auch betastet. — Praktischer für das dortige Klima mag wohl die Kapuze von Seehundsfell sein, welche die Eskimofrau, wenn's kalt ist, über den Kopf herein zieht.

Die südlichen Binnenländer.

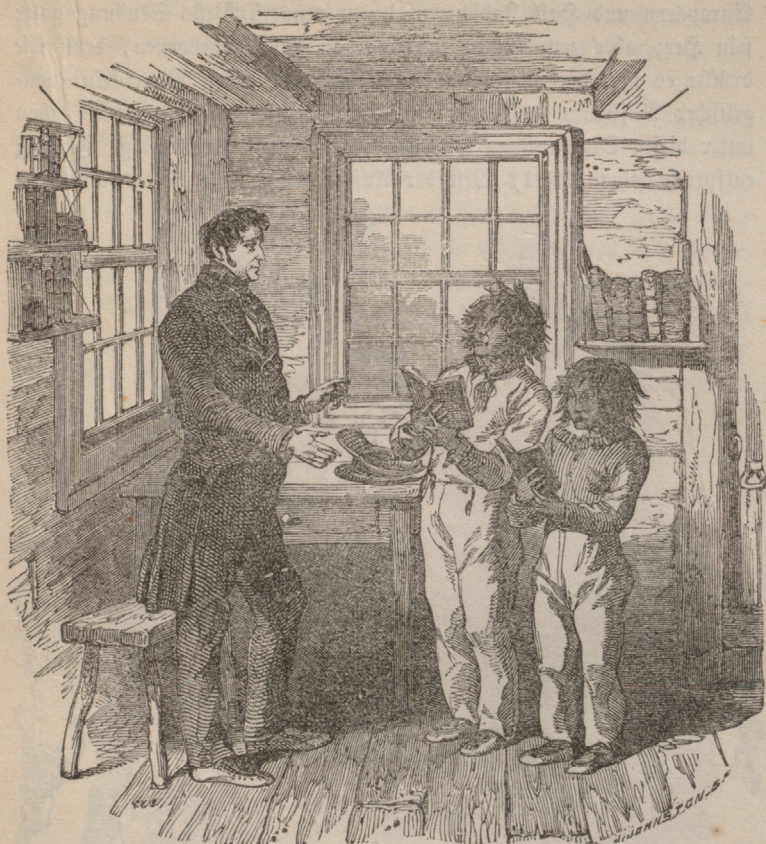
Wenn bis auf diese Stunde amerikanische Zeitungen wieder und wieder Berichte bringen von dem herzlosen Vertilgungskrieg, den weiße Ansiedler der Union den ursprünglichen Besitzern des Bodens geschworen haben, athmet schon der bloße Menschenfreund auf bei dem Gedanken, daß wenigstens jenseits der Nordgränze derselben die armen Indianer unter einer wohlwollenden Regierung nicht nur sicher wohnen können, sondern werththätige Liebe auch bemüht ist, sie an allen Segnungen der Civilisation Theil nehmen zu lassen. Höher noch aber hebt sich das Herz des Christen beim Blick auf die Veretteten aus dem hinsterbenden rothen Geschlechte, die einst bei jener unzählbaren Schaar aus allen Völkern und Sprachen in weißen Kleidern und mit Palmen in der Hand stehen werden, um in das Lob Dessen, der auf dem Stuhle sitzt, einzustimmen. Und so lernen wir denn einige der Herolde kennen, die gewürdigt wurden, den armen Kindern der Wildniß das Heil in Christo anzubieten und unter ihnen Mitstreiter zu werben für den heiligen Krieg, in den sie ausgezogen waren.

John West, der erste derselben, landete Ende August 1820 in York, nachdem er den Lorenzstrom hinaufgefahren, dann auf unbahnten Wegen nach Moose-Fort vorgedrungen und dort wieder zu Schiff gegangen war. Die mühsame Reise landeinwärts wurde in einem indianischen Boote fortgesetzt. Den Nelsonfluß hinauf gieng es bald durch fahrbares Wasser, bald aber auch über Stromschnellen oder Untiefen, wo das Boot ausgeladen und längs des Ufers anderthalb bis zwei Stunden weit über Felsstücke oder durch tiefe, schlammige Sümpfe getragen werden mußte. Bei Nacht landete die Schiffsgeellschaft und zündete ein Feuer von Fichtenstämmen an zur Erwärmung und zur Zubereitung der Speise. West hüllte sich dann in seine wollene Decke und legte sich nieder, um auf Fichtenzweigen zu schlafen. Bald merkten indeß seine Begleiter, daß er, des strengen Klima's ungewohnt, von der Kälte litt, die dort im September schon so groß sein kann, wie in Deutschland im Januar, und errichteten ein einfaches Zelt zu seinem Schutze. Sie selbst krochen bei Regenwetter nur unter den Rahn, der bei Nacht immer umgekehrt am Ufer lag.

Etwa einen Monat nach der Abfahrt von York-Fort war Norway-Haus, ein Posten der Compagnie am nordöstlichen Ende des Winipeg-See's erreicht; dann glitt das Boot fröhlich auf der über hundert Stunden langen, von schönen Inseln unterbrochenen Wasserfläche hin, um an deren Südküste in den rothen Fluß einzulaufen.

Am 15. Oktober langte West in der Kolonie Douglas an, deren Bevölkerung damals außer den katholischen Kanadiern aus 500 bis 600 englischen und schottischen Ansiedlern, einer großen Zahl Mischlingen und einigen Indianern bestand. Noch ehe er aber diese seine künftige Arbeitsstätte betrat, hatte ihm bereits der Herr in zwei zerlumpten Indianer-Knaben, von denen ihm der eine in York und der andere in Norway-Haus übergeben wurde, einen Schatz geschenkt, dessen Größe er selbst wohl kaum ganz ahnte, als er sie die Worte sprechen lehrte: „Großer Vater, segne mich durch Jesum Christum unsern Herrn,“ und dann darüber nach Hause schrieb: „Möge unser gnädiger Gott ihr Geschrei hören Morgens und Abends und sie zu Zeugen Seines Heils machen in dieser verfinsterten Weltgegend.“ Wir werden von einem dieser beiden Knaben noch Manches zu erzählen bekommen.

Obgleich ermüdet und erstarrt von der beschwerlichen Reise, kündigte West gleich einen Gottesdienst an. Der weite Raum im Fort war gedrängt voll, und Vielen drang das göttliche Wort in Ohr und



Herz wie vergessene Klänge aus früheren Tagen. Doch dem größten Theil der Versammlung war Gebet und Predigt ein neuer, unbekannter Schall; denn nie zuvor hatte man in der Kolonie von den großen Thaten Gottes gehört. Die erste Verkündigung der Heilsbotschaft brachte eine große Bewegung hervor. Einer der Kolonisten namentlich rühmte jenen ersten Sonntag, da West sein Amt angetreten, als den glücklichsten Tag seines Lebens, der ihm die seit dreißig Jahren entbehrte Wohlthat eines öffentlichen Gottesdienstes wiederum nahe gebracht habe. Bald durfte West auch Früchte seiner Arbeit sehen. Viele Europäer, die seither im Leichtsinne dahin gelebt hatten, traten in eine geordnete Ehe; Halb-Indianer trugen Verlangen nach der Taufe; die Kinder machten in einer von ihm gegründeten Schule erfreuliche Fortschritte. — Wohl gab es vollauf zu thun unter den

Europäern und Halb-Indianern, denen zunächst Wests Sendung galt; sein Herz aber zog ihn vorzugsweise zu den Eingebornen, denn wie drückte es ihn, daß vom atlantischen bis zum stillen Meer kein evangelischer Missionar arbeite. Katholische Missionare hatten zwar schon unter diesen Stämmen zu wirken versucht, aber ohne Erfolg. Freudig entsprach daher (1821) West der Aufforderung, alle Posten der Kom-



pagnie, so weit es das Klima und seine Umstände gestatteten, zu besuchen, um dann auf eigene Beobachtungen gegründete Vorschläge zur Anlegung von Schulen und Gotteshäusern zu machen.

Am 15. Januar 1821, bei einer Kälte von vierzig Grad, zog er auf einem mit drei Hunden bespannten Schlitten aus. Ueber Eis- und Schneefelder ging es nach den Stationen Brandon-Haus und Biber-Bai. Die einzigen lebenden Wesen, welche die Stille dieser Einöden unterbrachen, waren vorbeiziehende Büffel, denen ihre Feinde, die Wölfe, auf der Spur nachfolgten, um die ermatteten zu überfallen. West reiste den ganzen Tag, und beim Einbruch der Nacht suchten seine Begleiter eine mit Bäumen bewachsene Stelle, wo sie ihre Feuer anzündeten, ihr Abendbrod zubereiteten und in wollenen



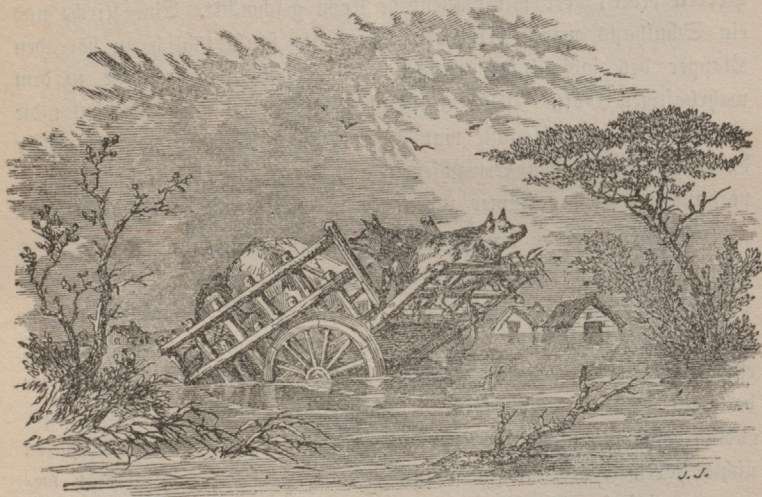
Decken und Büffelhäuten auf dem gefrorenen Schnee die Nacht durchschlafen.

In einer dieser Nächte wurden die Reisenden durch das Bellen ihrer Hunde geweckt; eine Büffelherde zog vorüber. In einer andern andern Nacht beunruhigte sie der Trommelschlag eines feindlichen Indianerstammes. Sie löschten ihre Feuer aus und blieben wach bis zum Morgen; die Gefahr wurde aber gnädig abgewendet.

Auf den beiden Posten, welche dießmal das Ziel von Wests Reise waren, schenkten Europäer und Halb-Indianer seinem Worte Aufmerksamkeit; auch mit einigen Indianern in der Nähe hatte er interessanten Verkehr. Nachdem er fast 240 Stunden Wegs durchreist hatte, kehrte er im Februar an den rothen Fluß zurück, wo er seine Arbeit wieder aufnahm. Sein Plan war, eine Anstalt für eingeborne Knaben zu gründen, in der sie nicht nur Unterricht im Christenthum empfangen, sondern allmählich auch zum Ackerbau angeleitet werden sollten. Von mehreren Seiten wurden ihm Indianerknaben gebracht, die auch fröhlich zu hacken und zu pflanzen begannen, und 1822 beschloß die Missionsgesellschaft, West baldmöglichst einige Gehilfen zu senden. Dieser mußte jedoch schon im folgenden Jahre heimkehren, nachdem er in drei Jahren ein hölzernes Kirchlein und eine Schule erbaut und vier Indianerknaben darin getauft, auch sonst neues Leben geweckt hatte.



Missionar Jones, der im Oktober 1823 ankam, setzte das begonnene Werk fort. Bald war das vorhandene Kirchlein zu klein, und mit Hilfe des Gouverneurs wurde drei Stunden stromabwärts zu Image Plain eine zweite, solide Kirche erbaut. Auch die Schulen gediehen; 169 Knaben und Mädchen aller Stände besuchten die Sonntagschule; die zwölf Zöglinge der Knabenanstalt machten erfreuliche Fortschritte. Jones' Gesundheit hatte indessen durch die Strenge des ersten Winters gleich so bedeutend gelitten, daß es dringend nöthig war, ihm Verstärkung zu schicken. Diese erhielt er 1825 durch Miss. Cochrane und dessen Gattin. Vereint trugen sie dann die gehäuften Nöthen des nächsten Jahres. Im folgenden Winter entstand nämlich durch das Fehlschlagen der Büffeljagd für Viele drückender Mangel; noch trauriger war im Frühjahr 1826 eine furchtbare, ge-



rade zur Saatzeit eingetretene Ueberschwemmung, die nur drei Häuser in der Kolonie stehen ließ. — Vereint dankten sie dann auch dem Herrn nach überstandener Trübsal für die lieblichen Früchte derselben, die sie an Europäern und Halb-Indianern sehen durften.

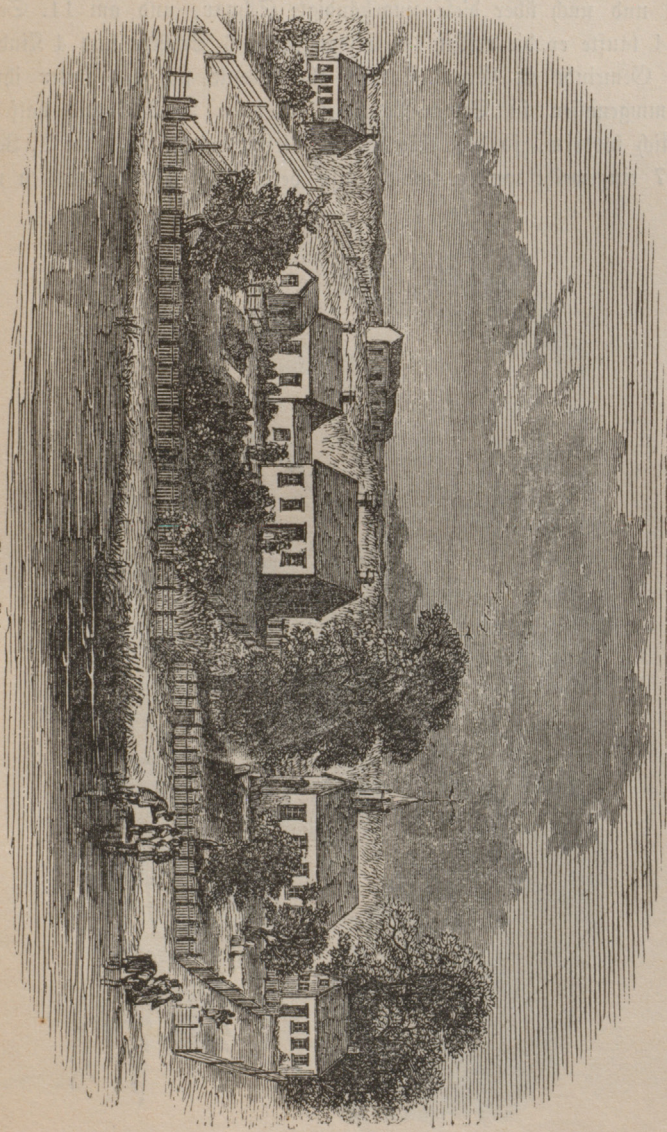
Obgleich man bei den bisherigen Missionsbestrebungen die Indianer keineswegs aus den Augen gelassen hatte, fühlten doch beide Missionare, daß, um nachhaltig auf sie zu wirken, eine besondere Niederlassung für sie allein gegründet werden müsse. Im Jahr 1829 schritt Cochrane zum Werke, und wählte hiezu abermals vier Stunden stromabwärts einen geeigneten Punkt. Grand-Rapids nannte

man ihn wegen der großen „Stromschnellen“ in der Nähe. Aber auch bei diesem Versuch einer ausschließlichen Indianer-Niederlassung theilte sich zuerst nur eine ganz kleine Zahl von Indianern, eine weit größere von Halb-Indianern und außerdem einige Europäer. Unendlich schwer hielt es schon, die älteren Indianer nur den Gebrauch der verschiedenen Geräthe zum Ackerbau zu lehren, und oft warfen sie Hacke und Spaten, Beil und Sichel weg. Doch nach zwei Jahren hatten sich die dreißig Bewohner von Grand-Rapids bis auf dreihundert vermehrt, besonders durch Muskago's (Kri), die auf Einladungen ihrer Verwandten familienweise herbeigekommen waren. Im Lauf von sieben Jahren waren aus den Blockhäusern der Christen nette, gemüthliche Wohnungen geworden mit einem kleinen Garten und Meierhof. Die früher öden, sumpfigen Ebenen waren mit Viehheerden bedeckt oder mit wallendem Korn geschmückt. Eine Kirche und ein Schulhaus waren erstanden; statt der sonst täglich zu hörenden Klapper des indianischen Beschwörers erschallten Lobgesänge zu dem wahrhaftigen Gott. Ueber 60 Kinder besuchten die Wochenschule; die Zahl der Abendmahlsgäste war gegen 70; und die Gemeinde, welche durch die Taufe von Erwachsenen aus der Zahl der in der Kolonie vorhandenen Heiden immer zugenommen hatte, umfaßte 600 Seelen.

Schon ein Jahr nach seiner Niederlassung in Grand-Rapids, das seiner eigentlichen Bestimmung entgegen doch vorzugsweise von Halb-Indianern bevölkert wurde, suchte Cockran fünf Stunden nördlicher, nahe beim Sommerlager der hier Sautaux*) genannten Odschibwä, eine nur für Eingeborne bestimmte Station zu gründen. Zwei Jahre dauerten die Unterhandlungen mit dem Häuptling Pigwys, bis dieser endlich seine Einwilligung dazu gab, obwohl er vorerst von Schulen nichts hören wollte. Dann mußte erst der 1832 gewählte Platz wegen mannigfacher Störungen, denen die Niederlassung durch die zwischen den Sautaux und Muskago bestehende Feindschaft ausgefetzt war, mit einem andern vertauscht werden. Pigwys selbst aber war nun (1833) einer der Ersten, die nach Sugar-Point zogen; so hieß die neue Niederlassung von den vielen dort wachsenden Zuckerahornbäumen. Während die Indianer ihre Acker zurüsteten und sich Blockhütten erbauten, machte sich Cockran an die Erbauung eines Schulzimmers. Nicht ohne Mühe gelang es endlich (November) die

*) Der Name, jetzt Soto gesprochen, schreibt sich vom Wasserfall (Sault) St. Marie her.

Eltern zu überreden, ihm ihre Kinder in den Unterricht zu geben. Um diesen selbst die Schule lieb zu machen, speiste er sie täglich einmal und versah sie im Winter mit warmer Kleidung. Aber der gute Missionar hatte Anfangs keine leichte Arbeit. „Hätten wir,“ schreibt er, „eine gleiche Anzahl wilder Waldbögel in einem Zimmer losge-



Figur = Point.

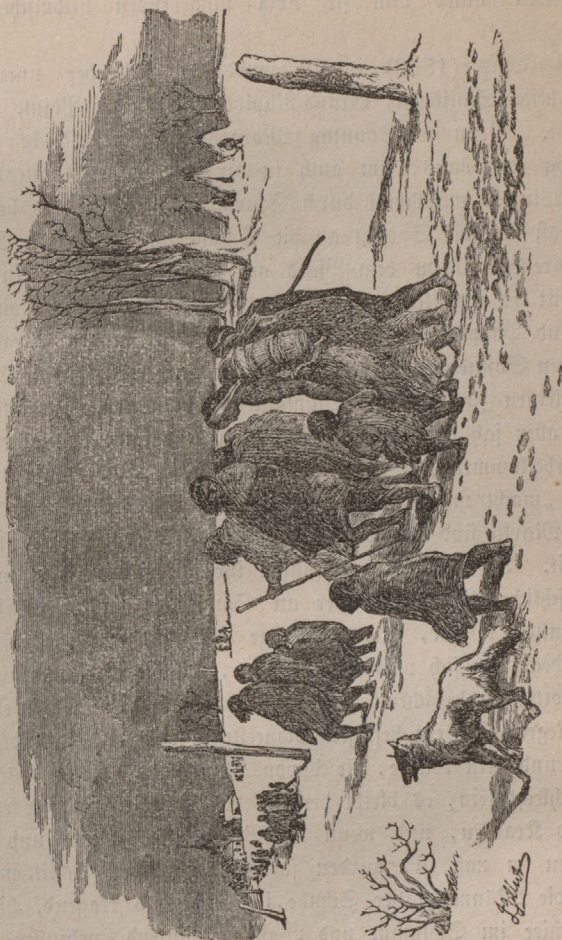
lassen, so würde es für uns nicht schwerer sein, uns unter ihnen zu bewegen. Sie rennen ein und aus, lernen oder spielen nach Belieben, streiten mit einander und suchen ihren Hader mit dem Messer oder Bogen und Pfeil auszumachen. Mit Gewalt einschreiten, hieße geradezu sie wegtreiben.“ Doch siegte Cocksans Geduld und Ausdauer nach und nach über diese ungebändigte Schaar, und am 11. Sept. 1834 taufte er die ersten 10 Erwachsenen, 6 Schüler und 4 Kinder. Die Gemeinde in Grand-Napids aber freute sich des unter ihren Stammgenossen in Sugar-Point erblühenden Werkes und half es treulich fördern, so daß eine Kirche daselbst erbaut und am 4. Jan. 1837 eingeweiht werden konnte, als bereits 47 Christenfamilien mit



260 Seelen unter dem sie noch umgebenden heidnischen Volke stunden.

Als Jones (1838) invalid wurde, versah der unermüdliche Cockeran beide Stationen, Grand-Rapids und Sugar-Point, mit gleicher Liebe. Wenn er Sonntag Morgens in einer Kirche gepredigt hatte, zog er hinaus, um auch in der andern den Gottesdienst zu halten; Winters manchmal durch Sturm und Schnee und bei solcher Kälte, daß ihm die Sporen an die Schuhe hinfroren und Eiszapfen von gefrorenem Athem dem Pferd am Maule hingen. An schönen Tagen ritt er zuweilen auch staunend durch die Wälder von Epen, Birken und Pappeln, deren Stämme und Aeste in den Strahlen der aufgehenden Sonne wie polirtes Gold glänzten, während die Eiszapfen an den kleinen Zweigen wie Diamanten schimmerten. Zu allen Jahreszeiten aber sah er, sobald er auf die Ebene kam, von allen Seiten Leute herbeikommen, die zur Kirche eilten. „Zu Hause,“ schrieb Cockeran, „macht man häufig die schmerzliche Bemerkung, daß so Viele auf dem Markte sind und so Wenige in der Kirche; aber hier ist es das Gegentheil. An Wochentagen könnet ihr meilenweit reisen und sehet kein menschliches Angesicht; aber an Sonntagen, wenn die Zeit des Gottesdienstes kommt, sind die Wege mit Leuten von allen Altersklassen bedeckt, die sich vorwärts drängen, um die Versammlungen im Hause Gottes zu besuchen. Es fällt ihnen nicht ein, daß ein stürmender Regen oder ein heftiger Schneesturm oder ein stechender Frost je ein Grund sein könnte, sie davon abzuhalten. Mag das Wetter noch so schlecht sein, es bleibt dennoch Niemand weg, außer etwa die Alten und Kranken, und wenn der Boden für Frauen und Kinder zum Gehen zu naß ist, werden sie in ihre kleinen Schlitten gesetzt, während die Männer, ihre Schuhe in der Hand tragend, bis halb an die Kniee im Schlamm und Wasser einsinkend, nebenher gehen.“ (S. folg. Abbild.)

Durch den in seine Heimat zurückkehrenden Jones sandte Pigwys der Missionsgesellschaft einen Brief, der ihr die übergroßen Anstrengungen seines geliebten Lehrers Cockeran an's Herz legte: „Ich kann nicht anders denken,“ heißt es darin unter Anderem, „als daß wir unsern Freund tödten. Es ist nicht leicht für ihn, hieher zu kommen, um uns zu lehren, wenn er oft fast bis zum Tode erfroren und durchnäßt ist. Ihr solltet wirklich aus Liebe uns Jemand senden, uns zu lehren. Freilich vergeht kein Sommer, in dem nicht einige der französisch betenden Lehrer kommen; aber es ist nicht mein

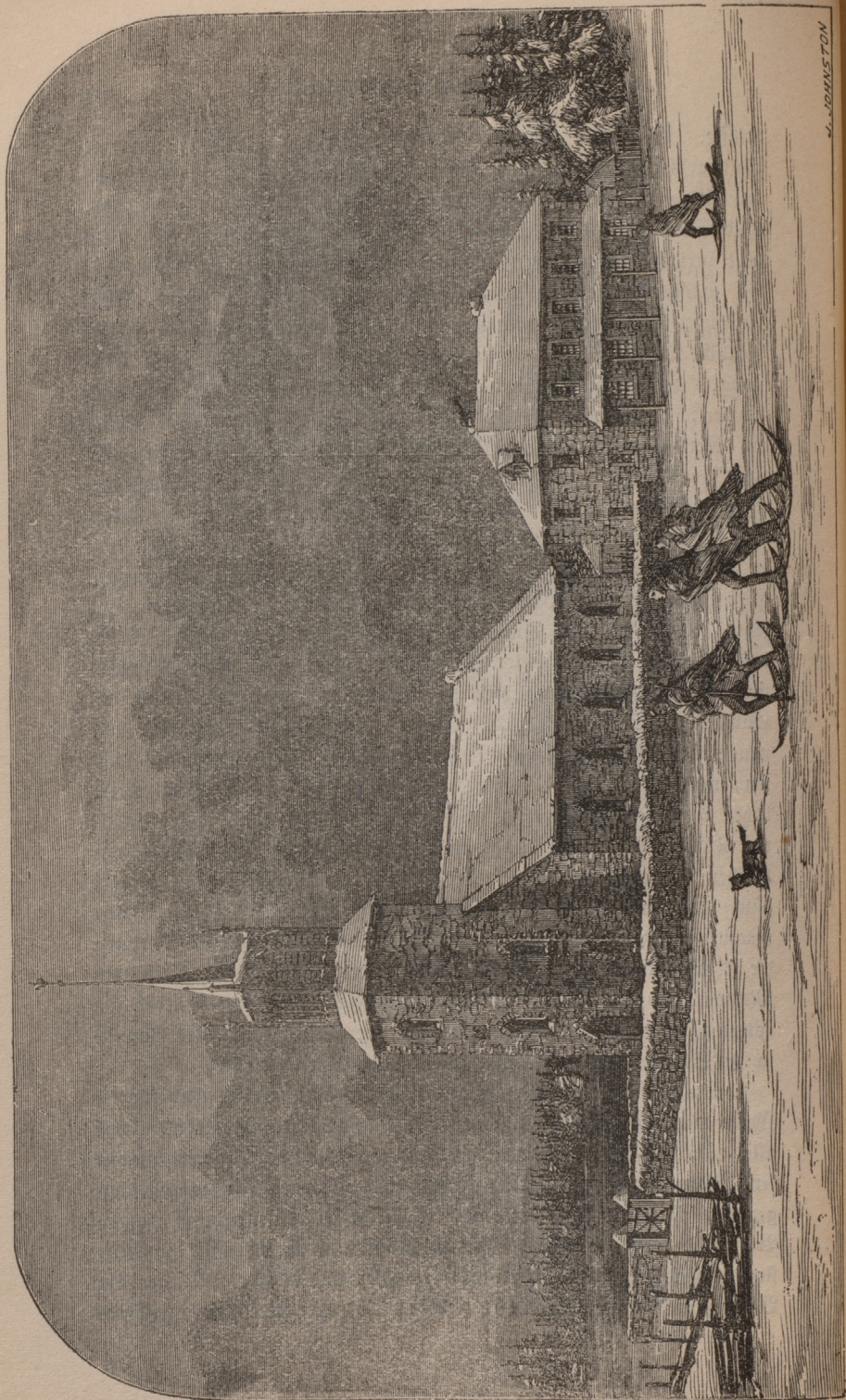


Wunsch, von ihnen mich unterrichten zu lassen. Da Ihr bei uns angefangen habt, wünsche ich, daß nur Ihr mich das Wort Gottes lehret. Vergeßt uns nicht! Ich verlange, daß das Wort des Lebens immer und im ganzen Lande geredet werde." Eine ähnliche Botschaft sandten damals die Muskägos: „Sage ihnen, sie sollen eilen! Die Zeit ist kurz, und der Tod rafft sehr schnell unsere Verwandten und Freunde hinweg. Also schnell!“

Auf diese Bitten sandte die Kommittee (1839) Miss. Smit-
hurst ab, dem wir die vorstehende Abbildung von Sugar-Point ver-
danken; aber neu erwachte Bedürfnisse forderten schon wieder neue

Kräfte. Es hatten sich in Rapids nicht nur Indianer aus der Nachbarschaft, sondern auch aus ziemlicher Entfernung, ja sogar von den Ufern des etwa 170 Stunden nordwestlicher gelegenen Cumberland-See's angesiedelt, und diese wünschten nun sehnlich, daß ihren dort zurückgebliebenen Verwandten dieselben Segnungen zu Theil werden möchten, deren sie hier genoßen. Sie ließen in diesem Sinn Anfragen an dieselben gelangen, und die Antworten lauteten so erfreulich, daß beschlossen wurde, einen Lehrer hinzusenden. Ein Missionar, der diesen Posten hätte übernehmen können, war nicht vorhanden, aber unter den Indianern selbst hatte sich der Herr bereits ein Werkzeug erlesen zur Verkündigung Seines Liebesrathschlusses. Es war der Kri Henry Budd, einer der beiden Knaben, die West von York mitgebracht hatte. Als Jüngling in den Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft getreten, hatte er denselben 1837 wieder verlassen, um in Rapids regelmäßig den Segen der christlichen Predigt zu genießen. Hier hatte ihn Miss. Jones vermocht, die Schule zu übernehmen, und jetzt (1840) schickte er ihn als Katechisten zu seinen heidnischen Landsleuten. Wir werden später Gelegenheit haben, von seinen Kämpfen und Siegen zu sprechen; hier sei nur bemerkt, daß wie 1840 am Cumberland-See, so 1842 an dem nahen Manitoba-See eine neue Niederlassung gegründet wurde, der noch verschiedene andere folgten, während an den Ufern des rothen Flusses selbst die Zahl christlicher Ansiedler fortwährend wuchs, und Schule um Schule, Kirche um Kirche entstand. Folgende Abbildung zeigt uns die größte dieser Kirchen sammt Pfarrhaus. Die Kosten des Baues wurden beinahe ganz von den Kolonisten getragen. Einige gaben Holz her, Andere machten es zurecht; Einer verfertigte die Kanzel und das Lesepult; die Frauen arbeiteten an den Decken für Kanzel und Altar; die jungen Männer schafften die Defen herbei, ein gar schätzbarer Beitrag am rothen Fluß. Ohne irgend einen kunstgerechten Baumeister kam sie so zu Stande und wurde am 19. Dez. 1849 eingeweiht.

Ein festlicherer Tag noch als diese Einweihungsfeier war für die Gemeinden am rothen Fluß der 23. Dez. 1851. Da strömten von allen Seiten Fußgänger nach der Andreaskirche, der einzigen an diesem Morgen geöffneten, und längs des gefrorenen Flusses sah man gegen zweihundert Fuhrwerke oder Schlitten dahereilen; denn Henry Budd, der erste Schüler, erste Schullehrer, erste Katechist der Mission in Hudsonia, sollte heute als erprobter und bewährter Diener am Wort zum Missionar ordinirt werden! Es war eine tief ergreifende



Stunde, und als am folgenden Sonntag Budd seinen Landsleuten in indianischer Sprache predigte, kamen aus Neugier Viele herbei, die bisher nichts nach dem Evangelium gefragt hatten, und waren ganz hingenommen von dem, was sie hörten. Vor seiner Abreise überreichte ihm sodann ohne Vorwissen der Missionare die Gemeinde ein Gratu-



lationschreiben, dessen Unterzeichner sich theilweise auch zu Beiträgen an Geld, Kleidungsstoffen oder Getreide für den ihm angewiesenen Missionsbezirk verpflichteten.

Das Werk hatte jetzt eine solche Ausdehnung gewonnen, daß schon 1849 die englische Kirche beschloß, für die Kolonie am rothen Fluß ein eigenes Bisthum zu errichten, und als ersten Bischof desselben Dr. Anderson ernannte. Als dieser am 3. Oktober alle die blühenden Niederlassungen erblickte, und von den Indianern, ihren Missionar an der Spitze, begrüßt wurde, war sein Herz so mächtig bewegt, daß er seine Gefühle nur in die Worte fassen konnte: „Das hat der Herr gethan, und der Heilige in Israel hat geholfen.“

Von der schon gesammelten Christengemeinde und ihren glücklichen Kindern aber, die, wenn sie in der Schule fleißig gelernt haben, sich auf dem Turnplatz vor derselben tüchtig tummeln und an der



großen Schaukelstange vergnügen dürfen, zog Anderson bald hinaus zu den armen Indianern, die noch umher wanderten wie Schafe, die keinen Hirten haben. Ein tiefer Schmerz war's ihm da, daß er nicht gleich ohne Dolmetscher mit ihnen sprechen und sie zum guten Hirten weisen konnte. Ihm selbst war was seine Augen sahen oft so fremd wie die Töne, die an sein Ohr drangen; leichter wurde ihm natürlich der Verkehr auf späteren Rundreisen. Keine Anstrengung und keine Gefahr scheuend, zog er wieder und wieder hinaus, um die verschiedenen Missionsstationen zu besuchen und selbst auch vom Heiland der



Sünder zu zeugen. In der Zwischenzeit nahm er sich dann am rothen Fluß der Gemeinden und der Schulen an, und unterrichtete mitunter auch einige besonders begabte Knaben nach den gewöhnlichen Lehrstunden noch in der Algebra.

Langsamer als in der Rothfluß-Kolonie fand das Evangelium in dem westlich angränzenden Manitoba-Distrikt Eingang, dessen Hauptstation seit 1842 Fairford am Nordende des Manitoba-See's ist.

Doch kamen Kirche und Schule in Gang und es wurde eine kleine Gemeinde gesammelt. Eine große Hilfe für den Missionar ist der wackere alte Häuptling; auch an eingebornen Gehilfen hatte er bald treue Mitarbeiter, deren einer, Lukas, auch den Engländern ein lieber Prediger geworden ist. Wie Manches ließe sich doch wohl von der Geschichte einzelner Seelen und von den Glaubenskämpfen des Missionars um sie erzählen!

Zwei unerwartet geschenkte, dann wieder entriffene und hinten= nach doch noch gewonnene Kinder sehen wir auf unserer Abbildung eingepackt in einem Schlitten liegen. Ihr heidnischer Vater hatte sie



nach dem Tode seiner Frau selbst der Pflege des Missionars übergeben, sie dann aber nach seiner Wiederverheirathung fortgenommen aus Furcht, sie könnten Christinnen werden. Die Kinder hatten eben lesen gelernt, waren der Missionsfamilie überaus lieb geworden und blieben ein Gegenstand ihrer Fürbitte, auch als sie nicht mehr unter ihrem Dache weilten. Im folgenden Winter machte der eingeborne Schullehrer eine Reise nach den verschiedenen Außenplätzen, von der er im März 1863 spät Abends nach Fairford zurückkehrte. Durch die Glücklein der Hunde aufmerksam gemacht, sprang ihm der Missionar vor's Haus entgegen. Wie staunte er, und wie dankte er dem Herrn, als er die Kinder sah! Ihr armer Vater war plötzlich weggestorben, und Georg hatte die Stiefmutter überredet, ihm die Kleinen

wieder mitzugeben. Fast aller ihrer Kleider beraubt, hatte er sie endlich erhalten, und sie, um bei der Fahrt im leichten Schlitten über den zugefrorenen Winipeg-See sie vor der Kälte zu schützen, in seinen Teppich gewickelt, ohne sich darum zu kümmern, daß er selbst dabei fast erfror. Die beiden Mädchen aber thauten auf, geistlich wie leiblich, und ließen sich bald taufen.

In dem etwas westlicher gelegenen Fort Pelly durfte der Nationalgehilfe Pratt unter den Kri's schon liebliche Früchte seiner Arbeit sehen. Auf unserer Abbildung erblicken wir einen Mann, der nur erst wenig von Pratt gehört hatte, und mit seiner Familie von einem furchtbaren Steppenbrand überfallen wurde. Rings umher verzehrte das Feuer das dürre Gras, und näher und näher wälzten sich die verheerenden Flammen. Zum Entrinnen war keine Möglichkeit vorhanden. Die Indianer helfen sich in solchen Fällen gewöhnlich damit, daß sie in nächster Nähe das Gras selbst anzünden, um dem Feuer die Nahrung abzuschneiden. Zu diesem Mittel griff unser Mann nicht, wohl weil ihn die Flammen zu schnell ereilten, er besann sich auf einen andern Ausweg. Es fiel ihm plötzlich ein, was Pratt von dem Einen großen Gott über Alles gesagt hatte, und während seine Familie verzweifelt die Hände rang, warf er sich auf die Erde nieder und rief: „O Du großes Wesen, das Du über Alles bist, rette mich aus diesem Feuer!“ Und siehe da, ehe das Feuer ihn oder eines der Seinigen berühren konnte, fiel ein so gewaltiger

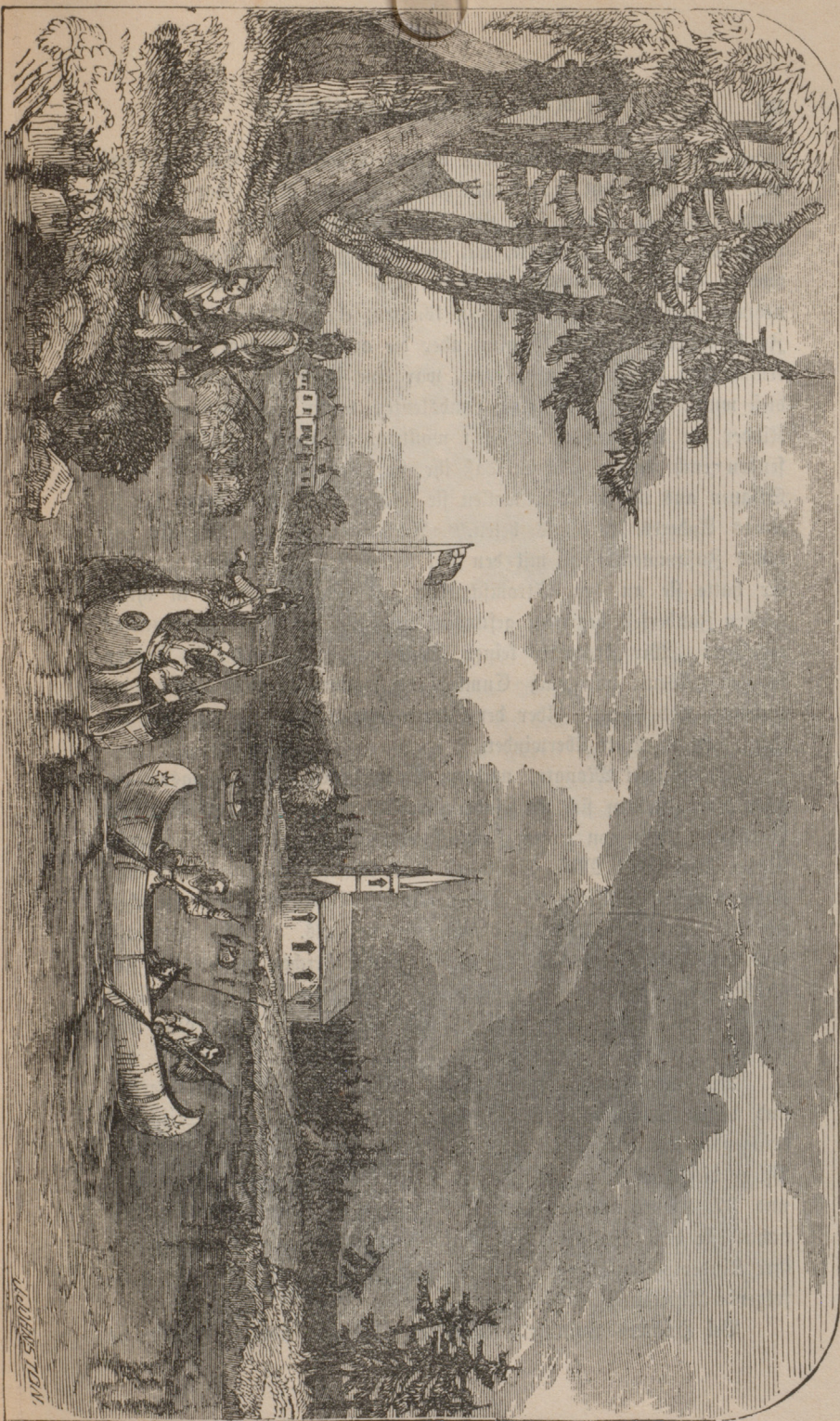


Regen, daß es erlosch. Auf diese Erfahrung hin wandte sich der Mann von ganzer Seele zu dem Einen lebendigen Gott.

Ein anderer eingeborner Lehrer, Setti, hat sich im Juli 1864 am fischreichen Schwanfluß niedergelassen und sich bemüht, dort die Indianer an feste Wohnsitze zu gewöhnen; denn so lange sie ihr Wanderleben führen und nur hie und da in eine christliche Kirche treten, ist nicht zu hoffen, daß sie es in der rechten Erkenntniß und in der Ausübung wahrer Liebe weit bringen. Der erste schwere Anfang wurde unter Gottes Segen gemacht, noch ehe der Winter mit seiner ganzen Strenge hereinbrach, und fünfzehn Kinder hielten sich zur Schule. Im März aber blieben die Kleinen wieder aus, obgleich sie täglich nur drei Stunden lernen sollten, denn die Eltern brauchten sie jetzt zum Fischen. Da ging denn Setti mit den Mädchen selbst oft hinaus auf's Eis und freute sich mit ihnen, wenn sie lustig in den Löchern angelten und so voll Danks waren, daß Gott so viele Fische sende.



Nördlich vom Manitoba-Distrikt, in dem die Missionare namentlich unter den Saukteux noch immer mit viel Widerspruch zu kämpfen haben, zieht sich von der Mündung des Saskatschewan in den Wi-



nipeg-See etwa hundert Stunden westwärts der Bezirk Cumberland hin. Da, wo jetzt Cumberlandhaus (Devon) steht, war, als im Jahr 1840 H. Budd sein Zelt dort aufschlug, Alles so öde, daß man zweifelte, ob der harte, mit einer Menge kleiner Wurzeln durchwobene Boden überhaupt nur anbaufähig sei. Jedenfalls war anzunehmen, daß zwei Jahre hingehen könnten, ehe der Acker etwas trüge. Zu so weitausgehendem Gewinn aber die an jeder Feldarbeit so leicht ermüdenden Indianer zu spornen, war eine schwere Aufgabe. Ueberdies wußte Budd, wie seine Landsleute, wenn die Missionare ihre Kinder im Ackerbau unterrichten wollten, zu sagen pflegten: „Wir senden euch unsere Söhne, daß ihr sie beten lehrt; aber ihr macht Sklaven aus ihnen. Wir wollen sie wieder wegnehmen, wenn ihr sie etwas Anderes lehrt als beten.“ Auch war auf der Herreise sein erstes Zusammentreffen mit den Kri keineswegs ermunternd gewesen. Er hatte sie an den Stromschnellen des Saskatschewan in ihrem großen Zauberfest begriffen gefunden, und von den Einen die Antwort erhalten: „Wir brauchen keinen Missionar,“ während die Andern sagten: „Wenn wir nach Cumberland kommen, wollen wir bei dir einkehren und sehen.“ Aber der Glaube erwies sich auch hier als der Sieg, der die Welt überwindet.

Schon zwei Monate, nachdem Budd seinen Bestimmungsort erreicht hatte, stellten sich 24 Kinder zum Unterricht ein, und bald wurde Groß und Klein von seinem Zeugniß ergriffen und begehrte die Taufe. Daher kam 1842 Miss. Smithurst und taufte (26. Juni) nach vorausgegangener Prüfung 85 Heiden zumal. Viele von ihnen sprachen sich tief erschüttert über ihr früheres Leben aus. „Unsere Herzen,“ sagten sie, „sind so wund, daß sie in Stücke brechen möchten.“ Zugleich aber betrachteten sie in einfältigem Glauben Christum als ihren Heiland, und waren entschlossen, ihr ganzes Vertrauen auf Ihn zu setzen.

Nun aber suchten auch römische Priester ihre Netze auszuwerfen, und diesen Eindringlingen gegenüber schien ein ordinirter Missionar dringendes Bedürfnis. Missionar Hunter übernahm daher 1844 die Pflege dieser Station. Gleich zum Einstand durfte er 31 Erwachsene und 37 Kinder taufen, die Budd gesammelt hatte. Familienweise nahen sie dem Taufstein, und Väter und Mütter übergaben sich und ihre Kinder unter Thränen der Nührung dem Dienste des Herrn (s. folgende Abbildung).

Bei Hunters Ankunft wohnten die Indianer noch in Zelten; sie



hatten Kartoffeln gepflanzt, Gerste oder Waizen war noch nicht gesät. Aber bei allem Mangel, mit dem Anfangs auch die Missionsfamilie noch zu kämpfen hatte, gebrach ihr doch nicht das Manna, das vom Himmel kommt. Das Wort des Herrn lief frisch weiter und verbreitete sich in die Nähe und Ferne. Hunderte wurden getauft, die durch Liebe zu den Gottesdiensten, durch Hausandachten, die sie auch auf ihren Jagdzügen hielten, und durch Eifer für die Bekehrung



Anderer sich bewährten. Als Hunter im Jahr 1854 eine Erholungsreise nach England antreten mußte, hatte auch im Leiblichen ein neues Leben für die Kolonie begonnen. Eine Kirche und eine solide Missionenwohnung war erstanden; statt der armseligen Wigwams reihte sich ein Haus an's andere, und glückliche Familien waren in warmen, reinlichen Stuben behaglich eingerichtet. Kein Wunder, daß die Gemeinde ihren geliebten Lehrer nur mit heißen Thränen scheiden sah und ihm mit traurigen Blicken folgte, so lange noch eine Spur des Bootes sichtbar war, das ihn aus ihrer Mitte wegführte!

Zum Archidiaconus der Nothfluß-Kolonie ernannt, kehrte Hunter nicht bleibend nach Cumberland zurück; sein Nachfolger dort wurde der nicht minder treue Miss. Watkins. Auch unter ihm nahm das Werk einen lieblichen Fortgang. Wie hoch die Leute das Wort Gottes und die Predigt des Evangeliums halten, ist unter anderem daraus zu sehen, daß sie an Weihnachten und Ostern, wo sie gewöhnlich der Lebensmittel wegen auf der Jagd sind, aus einer Entfernung von 40—50 Stunden nach der Station aufbrechen, um diese Feste daheim zu feiern. Am Neujahrstag pflegt dann der Missionar ihnen eine kleine Bescherung zu bereiten. Seine Frau backt dazu kleine runde Brodfuchen ohne Zucker und Gewürz, und braut einige Kessel Thee.



Ist Alles bereit, so wird die Missionsfahne aufgezogen, um die Gäste einzuladen. Da kommen sie dann nach einander, 3—4 auf einmal, und Jedes erhält vier Brodkuchen und zwei Tassen Thee. Solche Wunderdinge bekommen die guten Leute selten zu schmecken, obgleich jetzt jedes Haus sein Stück angebauten Bodens hat, das sich jährlich erweitert. Den Christen diene diese einfache Bescheerung früher zugleich zur Ermunterung, sich von einer andern Erholung fern zu halten, welche die Compagnie ihnen anbot. Sie theilte nämlich an diesem Feste allen ihren Leuten Branntwein aus. Zwar nur wenig auf den Mann! aber wer zu dem geschenkten noch weiteren kaufen wollte, dem standen die Vorräthe des Forts zu Gebot. Seit 1859 stellen sich in den verschiedenen Forts mehr und mehr auch amerikanische Händler ein und bieten Branntwein feil, öffentlich und heimlich. Darüber kommen manchmal auch Christen wieder zu Fall. Denn leider ist es einmal so: wer von den Rothhäuten Branntwein gekostet hat, kommt kaum wieder davon los, wenn er ihn immer wieder in der Nähe sieht. Um in Cumberland dieser Noth zu steuern, haben sich nun vierzehn der besten Pelzjäger verpflichtet, keine Pelze gegen Branntwein zu verkaufen, und überdies in einer zu diesem Zweck gehaltenen Versammlung herausgefunden, daß die Mehrzahl der Angeseidelten den ganzen Branntweinhandel verwünscht. Also setzten die vier Häuptlinge eine Erklärung auf und schickten sie an die Hudsonsbai-Gesellschaft sowie an alle Kaufleute mit der Bitte, ihnen hinfort nur trockene Waaren zu schicken. „Einige von uns,“ heißt es darin, „haben gemeint, wir sollen jedes Branntweinfäß, das in unser Dorf kommt, alsbald zerschlagen. Das möchten wir noch nicht als einen festen Beschluß annehmen. Aber wir wollen euch hiemit gewarnt haben, keine solche Fässer zu senden. Wenn denselben ein Unglück begegnen sollte, erklären wir wenigstens im Voraus, daß wir — nach dieser Warnung — dafür nicht mehr verantwortlich sein können. So beschloßen in Gegenwart unseres Predigers und Schul Lehrers am 6. Juni 1863.“

Ihr Prediger ist nun (seit 1863) ein Eingeborner, Missionar Mackay, der von seiner Gemeinde rühmen kann, es seien darin viele ernste Christen, die in einfältig kindlichem Geiste die Gebote ihres Heilandes zu halten bemüht seien, obgleich es auch an Kindern im Verstandniß nicht fehle. Ein Schauspiel voller Leben ist es, wenn die Indianer über den Fluß setzen, um dem Abendgottesdienst beizuwohnen, und 20—30 Rähne zugleich daher rudern mit einem Geräusch, das



einer fernen Stromschnelle gleicht; oder zur Weihnachtszeit die Europäer, die sich auf dem Eis mit den Belustigungen der Heimat ver-



gnügten, beim Anblick der aufgezogenen Missionsfahne der Kirche zu eilen; oder vor Einbruch des Winters Alles geschäftig ist, die Schlitten und das Arbeitsgeräthe in guten Stand zu setzen, um auf den neu angelegten Wegen Heu und Brennholz oder das Ergebniß ihres Fisch-

fangs nach Hause zu schaffen. Es ist an diesen bekehrten Indianern ein den Heiden ihres Stammes völlig fremder Geist der Ueberlegung und Thatkraft wahrnehmbar, — auch eine erfreuliche Frucht der Mission, wenn gleich nicht die wichtigste.

Wie Budd, der Erstling der Bekehrten am rothen Fluß, berufen war, die Cumberlandstation zu gründen, so durfte sein erster geistlicher Sohn in Cumberland, J. Humphible, im Sommer 1850 etwa zwei Tagereisen östlich von dort, am Moose-See, eine neue Station unter den Kri's errichten. Einige Bewohner von Moose-See waren schon früher von Hunter getauft worden, unter ihnen der Häuptling Georg Jebb. Er erkrankte, als Humphible noch nicht lange angekommen war, und äußerte gegen diesen oft, wie froh er sei, daß er ein Christ geworden, denn nichts Anderes könnte ihn jetzt beruhigen. Er bat ihn es nicht zuzugeben, daß nach seinem Tode seine Kinder von ihren Verwandten weggenommen würden, denn er wolle sie als Christen auferzogen wissen. Am Morgen seines Todestages sang er mit so lauter, heller Stimme ein Lied, daß Niemand vermuthet hätte, sein Ende sei nahe. Als Humphible ihn Abends besuchte, erklärte er, es sei ihm innerlich ganz wohl, und forderte ihn auf, mit ihm zu singen und zu beten. Dann sagte er: „Es ist mir, als hätte ich zwei verschiedene Wesen, einen innern und einen äußern Menschen. Mein innerer Mensch, das fühle ich, ist bereits rein im Blute Christi, aber der äußere Mensch ist immer noch unrein.“ Nachts 12 Uhr wurde Humphible durch zwei Töchterlein des Kranken geweckt, die in seine Wohnung kamen und sagten, sie wüßten nicht, was sie von ihrem Vater denken sollten. Er habe sich schon vor einigen Stunden von seinem Lager aufgerichtet und sei, wie er oft gethan, zum Gebet niedergekniet; seither aber rühre er sich nimmer. Humphible machte sich schnell bereit, und als er mit den Mädchen in das Zelt trat, fand er ihren Vater unbeweglich auf den Knien. Er hatte betend seinen Lauf vollendet. (S. folg. Abbildung.)

Etwa fünfzig Stunden westlich von Cumberland, an der Südseite des Flusses, dort in der Nähe der Ebenen, wo Tausende von Indianern verschiedener Stämme zur Büffeljagd zusammenströmen, hat seit 1852 der edle Budd unter den Nippewäern ein neues Arbeitsfeld gefunden. Das Jahr zuvor war er bei einem kurzen Besuche freundlich von ihnen aufgenommen worden; als es sich aber um die Gründung einer Station handelte, erklärte der alte Häuptling Mahnsuk, ein verhärteter Sünder, alle seine Leute haben gesagt, Budd möge



ihnen drei Schritte vom Leibe bleiben, und wenn er das nicht wolle, werden sie ihn binden und in seinem Boot den Fluß hinunterschicken. Der neu ordinirte Missionar, der in Begleitung von zwei Indianern auf Schneeschuhen vom rothen Fluß her nach Cumberland gekommen war, ließ sich aber durch diese Drohung nicht abschrecken, ob-



gleich sie seine Abreise auf seinen neuen Posten um etliche Monate verzögerte. „Was mir Mahnsuk sagen ließ,“ schreibt er, „hat mein Verlangen, ihn zu sehen, nur verstärkt. Möge der Herr mit uns
 Missionshilber. V.

gehen! Ich fühle meine eigene Nichtigkeit und Unzulänglichkeit für die Aufgabe, die vor mir liegt. Wenn die Indianer in Nepowewin das Evangelium annehmen sollen, so muß in der That Gott Alles thun. Zu Ihm flehe ich daher um Gnade, zu dem Gott, der Sein Werk vorbereitet im Lauf der Jahre, und der es, wenn Seine Zeit gekommen ist, vollführt durch die schwächsten Werkzeuge."

Und der Herr ließ das Vertrauen Seines Knechtes nicht zu Schanden werden. Die Erstlinge der Nippewäer, die er am Neujahr 1854 taufen durfte, waren der alte Mahnuk und sein Weib, nebst einer andern alten Indianerin und deren Enkel. Andere folgten ihrem Beispiel, und von den einherfluthenden Indianerschaaaren, die nach heidnischer Art lärmend aus den Ebenen herbeiströmen, nehmen Viele in die fernsten Wildnisse Samenkörner des ewigen Lebens mit, die hintennach reichliche Früchte tragen. Am verhärtetsten zeigen sich auch hier die Saukteux. „Ach," erwiderte einst einer von diesen, mit dem Budd, statt über Handelsgeschäfte, über seine Seele zu sprechen versuchte, „daran denkt für jetzt kein Saukteux." Und doch hat der Herr angefangen, auch unter ihnen sich Sein Volk zu sammeln. Ein treuer Zeuge der Wahrheit, ist Budd fort und fort bemüht, ihnen das Evangelium nahe zu bringen; zuweilen wohl unter Thränen; denn im Laufe weniger Monate sind drei Glieder seiner eigenen Familie von seiner Seite genommen und in die ewigen Scheunen gesammelt worden. Budd schreibt darüber: „Am Morgen des 7. September (1864) ist mein Sohn sanft und ruhig in den Armen Jesu entschlafen, nachdem er seine Seele in des Vaters Hände befohlen und sich von den umstehenden Gemeindegliedern einzeln verabschiedet hatte mit den Worten: „Strebet darnach, mit dem Herrn zu wandeln; erziehet eure Kinder für Ihn, lehret sie Jesum lieben. Ja, suchet doch Alle in den Himmel zu kommen, wo wir wieder vereint werden." Zu mir und meiner Frau sagte er noch: „Vater, Mutter, es geht Alles gut!" Seine letzten Worte waren: „Komm, Herr Jesu, komm bald!" Vorher noch hatte er eine dunkle Stunde, in welcher er bat: „D laßet mich nicht allein, ich fürchte mich, in's Todesthal zu gehen!" Wir knieten Alle nieder und lasen den 23. Psalm. Bald leuchtete ihm wieder die Sonne der Gerechtigkeit, so daß er rief: „Jetzt fürchte ich mich nimmer!" O was war es doch für eine Freude, an seinem Sterbebett zu stehen und Zeuge davon zu sein, wie der kindliche Geist sich dem Willen seines himmlischen Vaters hingab. Während der ganzen Zeit seiner schweren Leiden entfiel ihm kein Wörtlein der Klage. O die

stille Ergebung, die friedliche, getroste Hoffnung, in der er sich freute, bald beim Herrn zu sein! Ich habe ihn beinahe beneidet und geseufzt: „Laß mich sterben den Tod des Gerechten und mein Ende sein wie sein Ende!“ So vollendete mein theurer Sohn, nachdem er diese Welt wenig genossen, aber viel in ihr gelitten hatte.“ (Er war in die Fußstapfen seines Vaters getreten, und dann zu seiner weiteren Ausbildung für's Predigtamt nach England gesandt worden, hatte aber das dortige Klima nicht ertragen können und brustkrank in die Heimat zurückkehren müssen. Dort erholte er sich dann so weit, daß er ordinirt werden konnte, und seinem Vater zu dessen großer Freude eine Zeitlang kräftig beistand.) „Jetzt ist er vor Gottes Thron,“ fährt dieser fort, „und ich möchte ihn nicht zurückrufen, so schmerzlich das Vermissen jeden Tag auf's Neue für mich ist. Ich beuge mich in Anbetung und stillem Weinen: Ja, Vater, denn also war es wohlgefällig vor Dir.

„Aber das ist noch nicht Alles. Drei Wochen nach dem Heimgang meines Sohnes folgte ihm meine treue Gattin. Sie hatte schon einige Zeit gekränkelt, ehe wir sie an das Sterdebett des Sohnes brachten, um ihn noch einmal zu sehen, ihm den kalten Todeschweiß von der Stirne abzuwischen, ihm den letzten Kuß aufzudrücken. Von dort an schwand sie mit jedem Tage mehr dahin; doch kam zuletzt ihr Ende, menschlich gesprochen, ganz unerwartet. Zwar war sie an selbigem Tag (Sonntag, 2. Oktober) sehr schwach, konnte aber noch mit den Besuchern sprechen. Ich redete ein wenig mit ihr und ging dann in die Kirche; eine unserer Töchter und die Magd blieben bei ihr. Noch hatte ich die Predigt kaum angefangen, als die Magd in die Kirchenthüre trat und mir ein Zeichen gab. Sofort eilte ich zur Kranken. Aber siehe, sie war schon entschlafen. So schnell hat mir der Herr meiner Augen Lust genommen! Sie war erst 43 Jahre alt. Wir haben sie an der Seite ihres Sohnes bestattet, und da mögen ihre Gebeine ruhen, bis die Posaune des Erzengels sie weckt, dem Herrn entgegenzugehen und bei Ihm zu sein in Ewigkeit.

„Eine meiner Töchter, ein zartes, liebes Kind von 14 Jahren, sah das mit an, und ihr war es zu viel. Ihr weiches, junges Herz war wie gebrochen; sie fieng an zu stöhnen, und am 23. Oktober folgte sie ihrer Mutter nach. Gar friedlich hat sie sich zur Ruhe gelegt und noch zu mir gesagt: „Lieber Papa, traure nicht um mich, ich gehe zu meinem Bruder in den Himmel; Mama ist auch dort und erwartet mich; mein Plätzlein ist schon bereit.“ Ich weiß, mein süßes,

holdes Kind ist in das Paradies Gottes versetzt worden, um dort schöner zu blühen in reinerer Luft. Ich fühle mich mit meinen wenigen übrigen Kindern sehr verlassen, und meine einst so zahlreiche und heitere Familie ist wie zusammengebrochen."

Richten wir von dem lieben trauernden Vater in Repowewin unsere Blicke nach dem im Englisch-River-Distrikt siebenzig Stunden nordwestlich von Cumberland gelegenen See La Ronge, so finden wir dort eine lieblich blühende Christengemeinde auf der Station Stanley. Es war bis zum Jahr 1842 kein Lehrer an den entlegenen Platz gekommen; aber der Häuptling Sukimau hatte auf der Jagd von einigen bekehrten Cumberlandern das Evangelium gehört und war dann zu Budd gekommen, um näher nachzuforschen. Von der Zeit an wiederholte er regelmäßig seine Besuche in Cumberland, und sammelte jedesmal dort einige neue Brosamen ewiger Wahrheit, um sie bei seiner Heimkehr unter seine Leute auszuthellen, die so begierig darnach waren, daß sie ihm Tag und Nacht keine Ruhe gönnten. Nur Ein Beispiel von dem Hunger nach dem „Wort des großen Geistes“, den seine Mittheilungen weckten. Ein Mann macht sich mit seinem Weib und zwei Töchtern eines Freundes im Sommer 1844 nach Cumberland auf, um dort noch gründlichere Belehrung zu holen, als Sukimau sie ihm geben kann, wird aber, als er kaum die Hälfte seines Wegs zurückgelegt hat, vom Frost überfallen und kann nicht weiter kommen. Aber unverzagt schlagen sie ihr Zelt auf wo sie sind, bringen sich den ganzen Winter über so gut sie können durch, in fröhlicher Hoffnung auf das Ziel ihrer Reise, und sobald die Flüsse wieder offen sind, eilen sie der Gemeinde in Cumberland zu.

Diese erfreulichen Erfahrungen bewogen Miss. Hunter, 1845 einen bekehrten Indianer, Beardy, 1846 einen zweiten Eingebornen, Settee, nach Lac la Ronge zu senden, und 1847 selbst einen Besuch dort zu machen. Das war eine Reise, wie sie wenigen Missionaren zu Theil wird. Wie einst Philippus den Kämmerer aus Mohrenland, durfte er gleich unterwegs im Flusse einen heilsbegierigen Häuptling mit seiner Frau taufen; weiterhin begegneten ihm Rähne voll Indianern, die zu ihm nach Cumberland wollten; in Lac la Ronge selbst war bald kein Eingeborner mehr, der sich nicht zur Taufe gedrängt hätte.

Solche Wunder der Gnade wirkte der Herr in der wüsten, trostlosen Gegend, in der das leibliche Auge nur Wasser und Felsen sieht, zwischen die hie und da der Wind ein wenig Erde hineingeweht hat

und die Vögel die Saatkörner herzu trugen, daß einige Birken, Fichten, Pappeln und Weiden Wurzel fassen konnten. Mühsam fristen die Bewohner ihr Leben durch Jagd und Fischfang, aber doch ist in



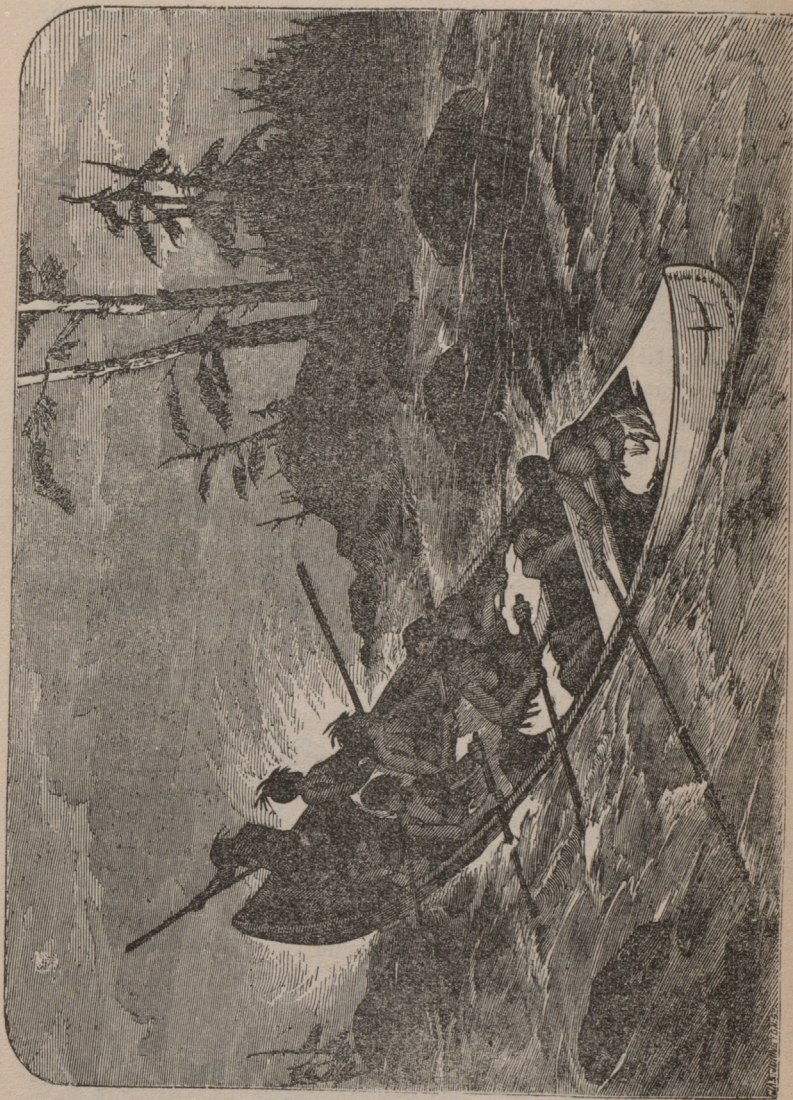
dem öden, kalten Lande die Missionsstation schon manchem armen Wanderer ein erwünschter Zufluchtsort geworden, an dem er auch äußerlich Hilfe und Rettung vom Hungertod fand. So kam in dem furchtbar strengen Winter von 1849—50 ein Indianer im Zustande äußerster Erschöpfung in Lac la Ronge an. Man gab ihm zu essen, und während er heißhungrig ein Stück von einem Fisch verzehrte, fiel er ohnmächtig zu Boden. Doch konnte er vorher noch sagen, er habe

seine Familie zurücklassen müssen, weil sie vor Frost und Hunger nicht mehr habe gehen können. Abraham, ein wackerer christlicher Indianer, der früher als Zauberer seine Landsleute vielfach betrogen hatte, machte sich auf, die Verlorenen zu suchen. Die ganze Nacht



und den folgenden Tag und noch eine Nacht mußte er gehen, bis er sie fand. Die Kälte war eisig und das Schneestampfen ermüdend, aber dennoch hielt er aus. Endlich, endlich entdeckte er sie: ein Weib, drei Kinder und zwei junge Männer, Alle im Schnee zusammengekauert, aber Alle noch am Leben. Wie staunten die armen Geschöpfe, noch Hilfe nahen zu sehen, als sie schon glaubten, es sei aus mit ihnen! Abraham zündete schnell ein Feuer an, kochte einige mitgebrachte Fische, gab den Leuten zuerst ein wenig von der Brühe zu trinken, bis sie sich allmählich erholten, und brachte sie dann Alle glücklich nach Lac la Ponge.

Im Sommer 1850 machte sich Miss. Hunter vom rothen Flusse auf, um die dortige Gemeinde zu bedienen und ihr einen Halt zu gewähren gegen die Zudringlichkeit katholischer Priester. In einem von Indianern bemannten Kahn aus Birkenrinde reisten sie die Flüsse hinauf. An den Stromschnellen wurde zuweilen das Boot sammt der Ladung getragen, zuweilen aber auch, völlig ausgeleert, von den stärksten Fährleuten hinaufgerudert. „Erst schleichen sie vorsichtig den Strom hinauf, so weit dieß längs des Ufers geschehen kann, bis sie den ungestümsten Theil der Brandung erreicht haben. Dann erschallt der Ruf des Steuermanns über die donnernden Wogen: „Werfet aus und rudert stark und schnell!“ Als bald sind an jedem Ruder alle Muskeln angestrengt, und das zitternde Boot hüpfet und springt auf dem Wogenschwall, kommt aber nicht vorwärts, sondern taumelt rückwärts und seitwärts über die Wellen hin. „Rudert stark und schnell!“ ruft der Steuermann abermals, und ein Triumphgeschrei erhebt sich von der Mannschaft, wenn es gelungen ist, das Boot einen Augenblick vorwärts zu bringen. Zuweilen wirft die daherrauschende mächtige Fluth das Boot mit Pfeilesschnelligkeit rückwärts, während auf allen Seiten Klippen drohen. Geht ein wenig Wind, so werden die Leute vom Wasserschaum ganz bedeckt, und Einer, der zum erstenmal zusähe, würde jeden Augenblick erwarten, den Kahn in der Brandung umgestürzt oder zerscheitert zu sehen. „Schlaget Alle zugleich an!“ ruft der Steuermann, denn einige von den Leuten haben den Takt verloren, weil sie ihre Ruder nicht gleich aus der Strömung herausbringen können. Jetzt ein Wink von der Hand des Bugmanns; er will vor einem Wirbel oder vor einer ähnlichen Gefahr warnen. Augenblicklich folgt ein Stoß mit dem langen Ruder, und der Steuermann hat das Boot gegen den Strom gedreht, daß es dem andern Ufer zugetrieben wird. Abermals richtet sich der Bug gegen die Fluth,

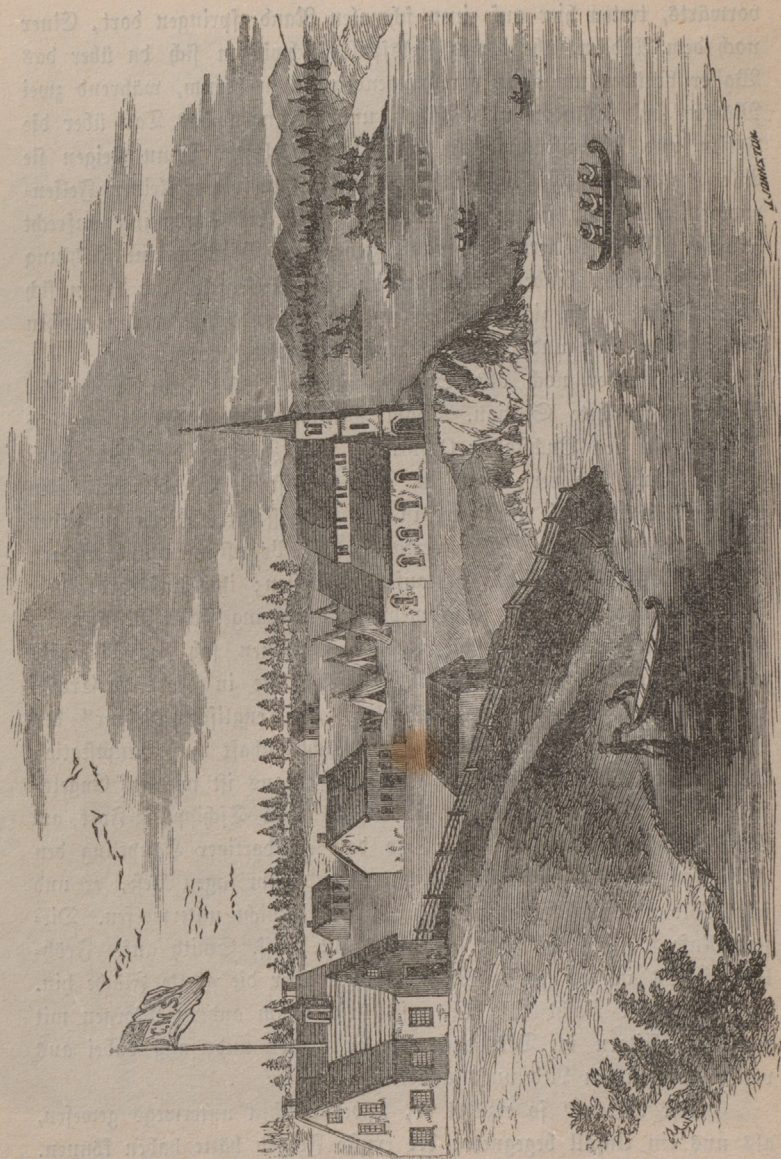


und ähnliche Bewegungen wiederholen sich immer wieder, bis endlich das Boot am andern Ufer ankommt und die Ruderer aussteigen, um es an einem Tau vorwärts zu ziehen. Ihre volle Kraft ist dazu erforderlich: mit festem Tritt und umsichtigem Blick kämpfen sie sich

vorwärts, treten hier auf einen schmalen Rand, springen dort, Einer nach dem Andern, über einen Felspalt, schwingen sich da über das Wasser hinüber um einen vorspringenden Baum herum, während zwei Männer mit Händen und Füßen und Stangen das Tau über die Felsen und Baumstümpfe am Ufer hinwegheben. Dann steigen sie Alle wieder in's Wasser herab und waten um einen kleinen Felsenvorsprung herum, indem sie einander gegen die Strömung aufrecht halten. Wieder klettern sie hinauf, ziehen das Boot in eine Höhlung des Felsenufers, binden das Tau an eine Felsenecke und lassen sich einige Ruhe; dann ziehen sie weiter, bis sie endlich über den großen Fall hinüber sind und das Boot wieder beladen können."

Bedeutender noch als Stanley ist die 1850 am Englisch-River gegründete Station. Vom Missionshaus weht die englische Flagge mit den Buchstaben C. M. S., zum Zeichen, daß hier evangelische Lehrer wohnen; denn im ganzen Distrikt sind die Katholiken ungemein bemüht, die Indianer in den Schooß ihrer Kirche zu ziehen und darin festzuhalten. Sie verlästern die Protestanten und fordern Getaufte auf, sich wieder umtaufen zu lassen; ihre außerordentliche Mühseligkeit hat aber auch schon mehrfach den evangelischen Missionaren zum Sporn gereicht, und die Indianer scheinen sich der Mehrzahl nach den letzteren zuzuwenden. So ziehen sie in Fort La Crosse, fünfzig Stunden westlich von Stanley, „den englischen Lehrer“ den katholischen Priestern vor, die in der Nachbarschaft ihre Hauptstation haben, und 150 Stunden über La Crosse hinaus ist wie auf Engelsfittigen der Same des Evangeliums bis zum Tschippewä-Fort am Athabaska-See getragen worden, so daß ein dortiger Häuptling den Miss. Hunter um einen Lehrer bitten und ihm sagen ließ, er und sein Volk werden sich den römischen Priestern nicht unterwerfen. Diefem Rufe folgend brach am 5. Jan. 1862 Miss. Smith auf. Fröhlich gieng's in den großen Schneeschuhen über die glatte Fläche hin. War auch die Nacht eisig kalt, so lief er am andern Morgen mit seinen Begleitern im Takt doch munter weiter und sang dabei aus vollem Herzen ein Lied um's andere.

„Wir waren,“ so erzählt er, „zwei Wochen unterwegs gewesen, als uns ein Unfall begegnete, der ernste Folgen hätte haben können. Eines Abends, als ich eben unser Nachtlager richtete, und meine Begleiter Holz zum Feuer hackten, fuhr einem derselben das Beil in den Fuß und zerschnitt ihm die Pulsader. Natürlich war es ein großer Schrecken; doch hatte ich mich auf solche Fälle vorgesehen und konnte



ihn sofort verbinden. Aber was nun thun? Wir waren allein in der kalten Einöde, mit wenig Proviant versehen. Ich beschloß, allein nach Hause zu reisen und den Verwundeten auf einem Schlitten holen zu lassen, unternahm somit eine Reise von gegen 50 Stunden über

pfadlosen Schnee, nachdem ich dem Knaben anbefohlen hatte, den armen Verwundeten gut zu besorgen. Der nächste Tag, an dem ich den langen Marsch fortsetzte, war ein Sonntag. Ringsum nichts als Eis



und Schnee! Es war mir etwas trübselig zu Muthe; ich mußte immer wieder mein Herz zu Gott erheben, und erinnerte mich zum Trost daran, daß heute in allen englischen Kirchen für „die Reisenden zu Wasser und zu Land“ gebetet werde. Endlich meinte ich den Hügel zu sehen, an dessen Fuß wir auf der Herreise einen Theil unserer Lebensmittel aufgehängt hatten, um uns auf dem Heimweg als Wegweiser und Magenstärker zu dienen. Also war ich doch im Ganzen richtig gelaufen! Es dunkelte schon; der Abendstern leuchtete hell am Himmel. Immer dunkler wurde es, die Umrisse des Hügels verschwanden, ich fürchtete schon, den Weg verfehlt zu haben. Da schaute ich wieder auf zum Abendstern, und siehe! in dieser selben Richtung gewahre ich den Pfahl und meinen Bündel daran hängen. (Diesen Augenblick zeigt uns das vorstehende Bild; es hat aber den Handschlitten vergessen, den der Missionar nach sich zog.) Voll Lob und Dank zündete ich ein Feuer an, holte mir das Bündel herab, und kochte mein Nachtessen. Todesmüde (denn ich hatte an selbigem Tage wohl 16 Stunden zurückgelegt) wickelte ich mich in meine Teppiche ein und schlief, bis die Morgensonne mir in's Gesicht lachte. Diese verbarg sich aber bald, und ich hatte einen trüben, unangenehmen Tag zur Weiterreise. Nochmals kampirte ich unter dem Sternenhimmel, aber am Abend des folgenden Tages erreichte ich den wohlbekannten langen See, hörte von ferne Hunde bellen, und trat um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr Nachts, zum Erstaunen meiner Lieben, im Missionshaus ein. Ein mit Hunden bespannter Schlitten holte die zwei Andern aus der Wildniß, — auch das gelang; und wir Alle rühmten zusammen den lieben Herrn, der uns vor so vielen Gefahren so gnädig behütet hat, und hoffen, daß diese Reise nicht ohne Frucht und Segen bleibe für den armen Stamm der Tschippewäs.“

Theilweise mit demselben Erfolg wie die Missionare der englisch-kirchlichen Gesellschaft arbeiten, von der Hudsonsbai-Gesellschaft ausdrücklich eingeladen und unterstützt, auch die Methodisten in dem weiten Gebiet des britischen Nordamerika. Zwei unschätzbare Geschenke, welche die Kri ihnen verdanken, sind das schon erwähnte, von dem trefflichen Superintendenten Evans erfundene Sylben-Alphabet, und die Bibel-Üebersetzung, welche Miss. Mason mit Hilfe seiner begabten Gattin noch vor deren Tode im Jahr 1859 vollendete. Ihre Wirksamkeit zu veranschaulichen, stehen uns aber keine Bilder zu Gebot.

6. Das nördliche Binnenland.

Der unermüdlische Hunter war es, der im Jahr 1858 auf einer Untersuchungsreise zuerst über den Athabaska-See hinaus an die Ufer des Mackenzie-Flusses und in die Nähe des Polarmeers vordrang. Wie gerne vergaß er der beschwerlichen Fahrt stromaufwärts am Anfang der Reise und der noch mühsameren Strecken, wo das wegen des Frostes nicht mehr zu gebrauchende Boot über den Schnee



geschleppt werden mußte, über der Freude, dem im Sommer 1859 folgenden Miss. Kirkby den Weg bahnen zu können, obgleich mit derselben Brigade, unter deren Schutz er reiste, auch ein katholischer Bischof mit vier Priestern und Nonnen hinausgezogen war und erklärt hatte, er werde Alles versuchen, um Hunter zurückzubringen.

Auch jenseits des Polarkreises traf Kirkby auf Häuflein von Indianern, welche mit freudigem Staunen die gute Botschaft vernahmen, die er ihnen brachte. Als er im Sommer 1862 sich zum zweiten Mal den Mackenziestrom hinabrudern ließ, bestürmten sie ihn mit Bitten, er möchte seine Reise nach Norden doch nicht weiter fortsetzen.

und sich nicht unter die gefährlichen Eskimos wagen. Sein Sehnen stand aber gerade darnach, auch diesen den Einen Namen zu verkünden, der uns zur Seligkeit gegeben ist, und so ließ er sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Da erboten sich zwei von ihnen, die die Sprache der Eskimos ein wenig verstanden, ihn ohne alle Bezahlung zu begleiten.

„Munter flogen die drei Kanoe's den immer breiter werdenden Strom hinab; doch die Indianer hatten nicht vergeblich gewarnt. Wohl bewaffnet mit mörderischen Messern, Speeren und Pfeilen zeigten sich die Eskimos anfänglich so verrätherisch freundlich und hernach so diebisch und zudringlich, daß offenbar nur die Furcht vor den Büchsen der Indianer sie von Gewaltthätigkeiten abhielt. In weiteren anderthalb Tagen wären wir bis an's Eismeer vorgebrungen, doch hielt ich es nicht für weise, mit einem solchen Häuflein mich hin zu wagen. So eilten wir denn zu dem Peelfluß, wo eine große Anzahl von Tukuthes auf mich wartete. Diese empfingen mich mit ungemeiner Herzlichkeit, und hörten gar aufmerksam und dankbar der Geschichte vom Kreuz Christi zu. Es waren auch 40—50 Eskimos anwesend; doch war das Dolmetschen nicht so vollkommen, daß ich hoffen dürfte, diese haben viel davon verstanden. Immerhin waren sie wenigstens sehr aufmerksam, und zeigten ein Verlangen, möglichst viel zu erfahren.“ (Hiezu gehört das Bild S. 48.)

Nun kam aber die beschwerliche Landreise. Kirkby ließ das Kanoe mit seinen getreuen Indianern zurück und nahm zwei andere mit, um ihm den Weg westwärts über das Felsengebirge zu zeigen. Es waren nur vierzig Stunden zurückzulegen, aber wie mancherlei Mühsale zu bestehen! Ein Zelt mitzunehmen wäre auf den schlechten Wegen zu beschwerlich gewesen; daher schlief der Missionar in seinen Kleidern, einfach in einen Teppich gehüllt, ob es nun windete oder regnete. Die armen Indianer aber strömten ihm zu und blieben Tag und Nacht bei ihm. Doch von Nacht konnte eigentlich nicht die Rede sein; es war vielmehr ein merkwürdiges Schauspiel, die Sonne in vierundzwanzig Stunden ihren Umkreis vollenden zu sehen. Acht oder neun Tage hatte er so zugebracht, als ihm Gelegenheit wurde, in einem mit Pelzen beladenen Boot den reißenden Stachelschweinstrom hinabzufahren zu dem Fort, das am Zusammenfluß jenes Stromes mit dem Yukon erbaut ist. Dort fand er 500 Indianer versammelt, Alle hoch verwundert, aber überaus froh, ihn zu sehen. Mit Furcht und Zittern begann er seine Arbeit unter dem Decken, als gewaltthätig

und grausam bekannten Stamm. Herr Lockhart, der Befehlshaber des Forts, bewillkomnte ihn herzlich und führte ihn mit einer trefflichen Ansprache bei den Indianern ein. Gleich nach dem ersten Gottesdienst hielt der Häuptling der Schaar eine lange Rede voll Scharfsinns und treffender Bemerkungen, durchaus zu Gunsten von Kirkby's Person und Botschaft, dem dadurch auf Einmal der Weg zu den Herzen gebahnt war. Das Herz schwoll ihm über von Dank gegen Gott, als er sich daran machte, die goldene Gelegenheit zu benützen. Denn nur fünf Tage standen ihm zur Verfügung: unter gewöhnlichen Umständen welch' eine kurze Zeit! So aber hatten sie dreimal des Tags Gottesdienst im Freien, und in der Zwischenzeit kamen sie, in Gruppen vertheilt, auf sein Zimmer, um besondern Rath zu holen und die zehn Gebote, ein Lied und ein Gebet, die er für sie übersetzt hatte, auswendig zu lernen. Bald wußten sie das Lied und lernten es schon am zweiten Tage recht nett singen.

Am dritten Tage aber stand ihr größter Arzneymann auf und entsagte vor der ganzen Versammlung seinen Zauberkünsten. Fünf Männer bekannten offen, wie sie Mörder geworden seien, bereuten ihr Verbrechen bitterlich, und versprachen, mit Gottes Hilfe es nicht mehr zu thun. Am vierten Tag sprach Kirkby über Mord und Ehebruch, und kündigte Gottes Zorn über diese Sünden an, wie auch seine Vergebung für den reuigen Sünder. Darauf erhob sich Cenati, ein bekannter Mörder und Krieger, der nicht weniger als fünf Weiber hatte, und sagte vor Jedermann, wie er Leid trage über seine Schuld, aber entschlossen sei, vier seiner Weiber sogleich zu entlassen. Andere, welche zwei Weiber hatten, folgten seinem Beispiel. Es bedurfte nur dieses Anstoßes, um durch allgemeinen Zuruf zu beschließen, daß von diesem Tage an alle Vielweiberei aufhören müsse. Aber auch die Weiber hatten ihre besonderen Sünden zu bekennen, und haarsträubend waren ihre einfachen Erzählungen. Nicht weniger als dreizehn Mütter bekannten, wie sie ihre neugeborenen Töchter getödtet haben, theilweise auf die grausamste Art. Auch sie waren jetzt betrübt und sagten, sie wollen es nicht mehr thun. — Welch ein Anblick, diese Masse von Menschen, die nie zuvor gebetet hatten, jetzt täglich zu Bitte und Danksgiving vor Gott die Kniee beugen zu sehen!

„Ich war die ganze Zeit wie über mich selbst hinausgehoben,“ schreibt Kirkby, „so wunderbar ging mir die Arbeit aus der Hand. Es waren auch Leute von der Behringsstraße da, die etwa 250 Stunden entfernt sein mag. Wie gerne hätte ich sie heimbegleitet und da-

mit das Westende Amerika's erreicht, aber meine Zeit erlaubte es nicht. Und doch kann ich glauben, daß sie von der gehörten Wahrheit so viel mitnahmen, daß auch dort der Weg für's Evangelium, wenn es nun kommt, bereitet sein wird."

Beim Abschied waren Alle, der Missionar und die Indianer, tief bewegt, und letztere erzwangen von ihm das Versprechen, sie im nächsten Sommer wieder zu besuchen.

Ihr Hunger nach dem Brod des Lebens sollte schneller gestillt werden, als sie's dachten. Schon im Herbst 1862 langte Missionar Macdonald in Fort Yukon an, um sich bleibend da niederzulassen.



Gleich im ersten Winter sah er sich in den Stand gesetzt, von dort aus nach verschiedenen Richtungen hin Missionsreisen zu unternehmen, da ihm die Schlitten und Hunde der Hudsonsbai-Kompagnie bereitwillig zur Verfügung gestellt wurden. Eine dieser Reisen gieng über 90 Stunden nordwärts zu den Gens du Large, in der Mitte des Wegs zwischen Norton-Fort und dem Eismeer. Vierzig Tage lang blieb er bei ihnen, sie fort und fort lehrend, und hoch erfreut über ihr brennendes Verlangen, mit dem Willen Gottes bekannt gemacht zu werden. Einmal hatten etliche dieser Gens du Large lange gejagt, ohne etwas zu finden. Doch setzten sie am Sonntag das Gebet nicht aus; nach dem Gottesdienst aber entschloßen sie sich, nochmals Umschau zu halten, und entdeckten plötzlich eine Heerde Wild, von der sie doch nur Ein Stück schoßen, weil das für den Sonntag genüge. Am Montag erst suchten sie auch die übrigen zu erlegen.



Schon sehen wir auch einen dieser Gens du Large, Peter Kaga, wie er sich bemüht, den armen Eskimos, mit denen er in Handelsgeschäften zusammentraf, die ihm in Jesu Christo geoffenbarte Gnade und Erbarmung Gottes anzupreisen. Da er ihnen sagte, er rede von Gott, nahmen sie sogleich ihre Kappen ab und hörten aufmerksam zu. Nach so kurzer Zeit unter den Indianern selbst schon Mitarbeiter zu haben, war eine so selige Erfahrung für den Missionar, daß er im Geiste bereits die Zeit vorausschaute, wo in den weiten Regionen von Fort Yukon bis zum Eismeer „die Wüste und Einöde lustig grünen und das Gefilde fröhlich stehen und blühen werde.“ Ermuthigend war es ihm auch, zu erfahren, daß die Eskimos den Gens du Large-Leuten mit Entzücken zuhörten, und ein Verlangen ausdrückten, noch mehr von Gott und Seinen Geboten zu hören. — Nun hat sich ein junger Prediger, Vompas, aufgemacht, um sich mit dem kränkenden Macdonald in die Arbeit zu theilen.

7. Kolumbia.

Kaum viel bekannter als jene eisigen Regionen, wohin in den letzten Jahren die Boten Christi vordrangen, war den Europäern bis zum Jahr 1858 der jenseits des Felsengebirges gelegene Küstenstrich am stillen Meere, der jetzt unter dem Namen „Britisch Kolumbia“ eine englische Kolonie bildet. Nur die kühnen Pelzjäger waren über die rauhen Gränzberge in seine nach Süden hin reich bewaldeten und fruchtbaren Thäler hinabgestiegen, hatten aber weislich verschwiegen, was das Land für Ansiedler Lockendes haben konnte; denn sie hatten nur das Eine Ziel im Auge, möglichst viele Pelze zu möglichst niederen Preisen zu erhalten, und die Geschichte ihres Verkehrs mit den Indianern ist nur eine Reihe blutiger Schlächtereien von beiden Seiten. Als sich aber 1858 plötzlich das Gerücht verbreitete, auch in Kolumbia seien wie in Kalifornien ergiebige Goldfelder vorhanden,

fand sich schnell ein Schwarm gieriger Goldgräber ein, denen gegenüber die Hudsonsbai-Kompagnie machtlos dastand. Die englische Regierung nahm daher selbst die Verwaltung der neuen Kolonie in die Hand. Während in der Wildniß nun Dörfer und Städte erstehen, und neben den weißen Ansiedlern auch goldsuchende Chinesen sich einstellen, ist die christliche Liebe ihrerseits geschäftig, den armen Eingebornen nachzugehen, die sich hier im tiefsten Schmutz und Elend zeigen und zu ihren heidnischen Lastern gar schnell auch noch die europäischen annehmen. Ihre Zahl wird von den Angestellten der Hudsonsbai-Kompagnie mit Einschluß der Inselbewohner längs der Küste auf 80,000 Seelen geschätzt.

Hören wir, was Schullehrer Duncan von den Tsimtschiern zu berichten hat, unter denen er seit 1857 arbeitet: „Wie ärgerlich waren doch die Arzneimänner, als ich meine Schule eröffnete. Sie kamen einmal mit ihren Waffen in allerlei Verkleidungen, um mich mit dem Tode zu bedrohen. (S. folgendes Bild.) Aber der Herr schenkte mir Gnade, ruhig zu bleiben; und die Schule hatte doch ihren gesegneten Fortgang. Der erste der Arzneimänner aber hat sich am Ende auch bekehrt.

„Ein alter Häuptling hatte 1858 den Befehl gegeben, eine arme Sklavin zu tödten. Man führte sie an den Strand, schoß sie todt und warf die Leiche in's Meer. Darauf folgte ein Zusammenlaufen vor meinem Haus. Ich bemerkte erst jetzt etwas Ungewöhnliches und ging hinaus. Aus allen Häusern kamen erschrockene Indianer heraus; ich konnte nicht erfahren, was es geben sollte. Plötzlich aber nahten zwei Schaaren wüthender Menschen; der Anführer einer jeden schritt nackt einher, geberdete sich wie wahnsinnig und stieß wahrhaft höllische Schreie aus. Sie suchten die Leiche, heulten wie Wölfe, warfen sich auf den Körper, zogen ihn aus dem Wasser, und — hier gieng ich auf die Seite — zerrissen die Leiche mit den Zähnen in zwei Stücke. Jeder Anführer erschien wieder mit dem halben Körper in den Händen. Dann saßen die beiden Schaaren einige Schritte von einander nieder und begannen ihr grausiges Mahl. Ach, welch ein Ort ist dieß! Bei jedem Feste werden Sklaven getödtet, blos um den Reichthum der Besitzer zu zeigen!“

Einer der Anführer, der junge Nuthray, schien doch sonst kein so schlimmer Mensch zu sein. Er machte sich sogar in gewöhnlichen Zeiten durch ein wahrhaft edles Aussehen bemerklich. Duncan redete mit ihm, betete für ihn, und der Häuptling versprach, sich



unterrichten zu lassen. Langsam, aber sicher brach das Licht in die Finsterniß hinein, und der Missionar durfte ihn endlich für gewonnen halten. Da erkrankte Duthray. Duncan erbaute sich oft an seinem



Glauben und an seiner ernstlichen Buße, und auf seine dringende Bitte, ihn nicht ungetauft sterben zu lassen, nahm er ihn (11. Okt. 1862) in die Gemeinde Christi auf. „Sein Weib und eine andere Frau hielten ihn in sitzender Stellung. Ich redete ein paar Worte an sein Herz, und er hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, obgleich sein Husten ihm kaum einen ruhigen Augenblick ließ. Während ich betete, nahm sein Gesicht einen überaus lieblichen Ausdruck an. Die Augen nach Oben gerichtet, betete er in der Stille. Ich taufte ihn, und bat den Herrn, im Himmel gelten zu lassen, was ich in Seinem Namen thue, und die Seele des reuigen Sünders zu sich zu nehmen. Er warf sich ganz auf den Heiland, eignete sich in seinem Blut die volle Vergebung an, und freute sich in Hoffnung. Und so ist er im Frieden entschlafen, einst ein Kannibale, aber eine neue Kreatur in Christo Jesu.“

Das geschah auf der Station Metlakatla, welche Duncan 1862 errichtet hatte, um seine Leute von der Zuchtlosigkeit, welche im nahen Fort Simpson herrschte, zu retten. Dort hat er nun schon ein Häuflein von 600 Indianern gesammelt, welche sich rückhaltlos in seine Pflege übergeben haben, und die er als Lehrer und Prediger, ja auch als Handwerker, Kaufmann, Schultheiß und

Richter bedient, während sein reisender Mitarbeiter, Miss. Doolan, die Stämme im Gebirge besucht. Je tiefer die Umwohner durch den Branntwein sinken, desto wunderbarer wird auch ihnen die Umwandlung der Metlakatla-Christen, die nun schon Kartoffeln über ihren Bedarf haben und mit ihrem Schiff auch fernere Märkte aufsuchen, während Kirche und Schule ihren glücklichen Fortgang haben.

Eine Zeitung der Hauptstadt Viktoria schildert die Feier des Geburtstags der Königin am 21. Mai 1866. Ein Kriegsschiff im Hafen von Metlakatla kündigte durch 21 Kanonenschüsse den großen Tag an, dann sah man die Kinder und Jünglinge, die sich im Turnen übten, bald aber sich zur Prozession vereinigten und die englische Nationalhymne sangen. Es kamen auch Heiden, die Festlichkeit zu beschauen, mit einer ganzen Flotte von Kähnen; wie stachen die bemalten Gesichter, die ungekämmten Haare und zerrissenen Teppiche doch ab gegen die Erscheinung der wohlgekleideten Christen!

Nachdem fünf Kanoe's, von Jünglingen bemannt, und ebenso drei Weiberkanoe's ein Wettrennen angestellt hatten, wurden zuletzt in Gegenwart des Bischofs, der Schiffsoffiziere und Missionare noch erbauliche Reden gehalten. Der alte Kemskah antwortete auf eine ermunternde Ansprache ungefähr in folgenden Worten: „Häuptlinge, ich will ein wenig sprechen. Als wir jung waren, konnten wir nichts von allem dem hören, was wir jetzt vernehmen. Nun wir aber alt und die Sünde gewohnt worden sind, wie sollen wir gehorchen? Ach, wir sind wie ein Kahn, der gegen die Strömung anrudert, sie ist ihm aber fast zu stark. Wiederum sind wir wie ein Jüngling, der einem geschickten Arbeiter zusieht; er möchte das Werk des Letzteren nachahmen, allein es geräth ihm nicht. Und dennoch wächst uns der Muth, in der Anstrengung zu beharren. Wir kommen doch dem Ufer näher, kommen näher der Hand Gottes, näher dem Frieden. Setzt nur nicht rechts oder links geschaut, sondern gerade vorwärts und fortgemacht!“

Die Quoquoilt, die seeräuberischen Haida und wie sie alle heißen, verlangen jetzt auch nach Lehrern, wie Duncan einer ist; -- wird man sie ihnen bald senden?

Inhalts = Uebersicht.

	Seite
1. Die Polarwelt überhaupt	3
2. Die Bewohner	16
3. Grönland	24
4. Labrador	39
5. Die Hudsonsbai-Länder	55
Die Ufer der Hudsonsbai	58
Die südlichen Binnenländer	69
6. Das nördliche Binnenland	109
7. Kolumbia	114

Weitere Schriften des Calwer Verlags-Vereins.

- Barth, Dr. C. G.** Nach seinem Leben und Wirken gezeichnet von R. Werner, Pfarrer in Fellbach. Erster Band, mit Barth's Bild in Stahlstich. broschirt 1 fl. 12 kr.; im Buchhandel 1 fl. 36 kr.
 — — Zweiter Band. brosch. 1 fl. 12 kr.; im Buchh. 1 fl. 36 kr.
- Biblische Geschichten**, zweimal zwei und fünfzig, für Schulen und Familien. Mit Abbildungen. 184. Aufl. roh 12 kr., 25 Gr. 3 fl. 45 kr.; im Buchh. 16 kr., in Part. 12 fr.
- Handbuch der Bibelerklärung** für Schule und Haus. Erster Band, das Alte Testament enthaltend. 4. Aufl., mit 3 Karten. Preis in Calw roh 1 fl. 12 kr.; im Buchhandel 1 fl. 36 kr.
 — — Zweiter Band, das Neue Testament enthaltend. 4. Aufl., mit 3 Karten. Preis in Calw 54 kr.; im Buchh. 1 fl. 12 kr.
- Christliche Glaubenslehre.** Ein Zeugniß für und wider. Erster Theil. Christliche Apologetik.
 — — Zweiter Theil. Die eigentliche Dogmatik. Erste Hälfte.
 — — Dritter Theil. Die eigentliche Dogmatik. Zweite Hälfte.
 — — Schluß. Von den letzten Dingen. Preis eines jeden der 4 Bände in Calw 27 kr., in Part. 24 kr.; im Buchh. einz. 36 kr.
- Lesebuch der Erdkunde.** I. Die Heimatkunde, oder Deutschland und seine Nachbarländer. Preis in Calw brosch. 1 fl.
- Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie**, verfaßt von Pfr. Blumhardt in Voll. Dritte ganz neue Ausgabe. Zwei Bände mit je 3 Karten. Preis der beiden Bände zusammen roh 1 fl. 20 kr., in Part. 1 fl. 12 kr.; im Buchh. 1 fl. 48 kr.
- Dr. Schuberts Naturgeschichte** der drei Reiche. Ein Handbüchlein für Schulen und Familien. Preis in Calw 30 kr., in Part. 27 kr., im Buchh. 36 kr.
- Geschichte von Württemberg.** Neu erzählt für den Bürger und Landmann. 3. verb. u. verm. Aufl. Mit 13 Abbildungen. Preis in Calw roh 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. 24 kr.
- Lesebuch der Weltgeschichte**, oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfang bis auf die neueste Zeit allgemein faßlich erzählt von W. Nedenbacher. Erster Band. In Calw 24 kr., in Part. 21 kr.; im Buchh. 32 kr.
 — — Zweiter Band. roh 27 kr., in Part. 24 kr.; im Buchh. 36 kr.
 — — Dritter Band. roh 45 kr., in Part. 42 kr.
- Christl. Kirchengeschichte** für Schulen u. Familien. Mit Abbildgn. 18. verb. Aufl. Preis in Calw 15 kr., in Part. 12 kr.

